

Unverkäufliche Leseprobe

AKIRA IRIYE UND JÜRGEN OSTERHAMMEL (HG.)

C.H.BECK HARVARD UP
**GESCHICHTE
DER WELT**

1350–1750

WELTREICHE UND WELTMEERE



HG. VON WOLFGANG REINHARD

Akira Irye, Jürgen Osterhammel **Geschichte der Welt**

Weltreiche und Weltmeere 1350-1750

1008 Seiten mit 55 Abbildungen und 34 Karten.

In Leinen

ISBN: 978-3-406-64103-9

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/10493956>

EINLEITUNG
WELTREICHE, WELTMEERE –
UND DER REST DER WELT

Wolfgang Reinhard

1. WELTEN UND WELTGESCHICHTE

Alle Geschichtskulturen schrieben schon immer die Geschichte ihrer ›Welt‹, sei es China oder die klassische Antike oder die Christenheit Europas. Die heutigen Geschichtskulturen hingegen sind immer noch diejenigen der alten und neuen Nationalstaaten und bringen demgemäß nationale ›Weltbilder‹ hervor, derzeit etwa mit der modischen Produktion von nationalen ›Erinnerungsorten‹. Demgegenüber gibt es zwar schon lange den historiographischen Willen zur weiten Welt, der aber erst heute über ein solides realhistorisches Substrat verfügt, nämlich über eine weit gediehene wirtschaftliche, politische und kulturelle Einheit der Menschheit auf dem gesamten Erdball. Daher bezeichnet sich Weltgeschichte heute gern als ›Globalgeschichte‹.¹ Die historischen ›Welten‹ mit ihren verschiedenen Geschichten können also höchst unterschiedlichen Umfang haben – von den Extremfällen eines vorgeschichtlichen Dorfes mit seiner Umwelt einerseits bis zur gesamten Erdoberfläche der Gegenwart andererseits.

Aus diesem Grund läge es nahe, ältere Weltgeschichte einfach als Weg zur heutigen Globalgeschichte zu schreiben. Denn obwohl zwischen 1350 und 1750 von einer Einheit der Menschheit noch nicht die Rede sein kann, fielen damals doch wichtige Vorentscheidungen für den Weg dorthin. Die ›Alte Welt‹ entdeckte für sich eine bisher isoliert existierende ›Neue Welt‹ im Westen und richtete einen zwar höchst risikofälligen, aber dennoch regelmäßigen Schiffsverkehr von ihrem eigenen Westende in Europa zu ihrem Ostende in Süd- und Ostasien ein. Die fünf verschiedenen ›Welten‹, die unsere Kapitel behandeln, blieben zwar noch getrennt; die ›Atlantische Welt‹ entstand sogar erst in diesem Zeitraum. Aber sie begannen zu interagieren und ihre Interaktion steigerte sich in Richtung auf die ›Eine Welt‹ von heute. In der Tat sind also die Geschichten unserer fünf Welten ›Vorgeschichte‹ des globalen Heute und insofern wie jede Geschichte vom Interesse der jeweiligen Gegenwart an ihrer Vergangenheit getragen. Allerdings ist Geschichte als ›Vorgeschichte‹ immer nur halbierte Geschichte, denn vergangene Welten existierten nach ihren eigenen Regeln aus eigenem Recht und wussten

nichts davon, dass sie unter anderem auch ›Vorgeschichte‹ der unsrigen zu sein hatten. Deswegen müssen Historiker sich einer derartigen einseitigen Reduktion aus der Sicht der Gegenwart versagen und stattdessen versuchen, die jeweiligen Vergangenheiten nach deren eigenen Bedingungen zu rekonstruieren. Denn wenn wir zurückblickend deren Geschichten auf unsere Gegenwart zulaufen sehen, erliegen wir einer perspektivischen Täuschung. Es handelt sich nämlich nicht um Teleologie, sondern um Akkumulation von Kontingenz, die irgendwann irreversibel wird. Aber diese Akkumulation erfolgt nicht linear, sondern in Schüben, wobei Zurückbildungen durchaus vorkommen können. Auf Gründung und Expansion von Reichen folgen Phasen des Niedergangs und Zerfalls, auf Expansion weltweiter Interaktion folgt Kontraktion. Weltreisen wie diejenigen Marco Polos oder Ibn Battutas, der zwischen Marokko und Ostasien 120 000 Kilometer zurückgelegt haben soll,² waren offenbar seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht mehr möglich, weil sich weltweit Krisen häuften.

Doch wenn von ›Expansion‹ die Rede ist, denken wir selbstverständlich an die europäische Expansion und stoßen damit auf ein Zentralproblem jeder heutigen Weltgeschichte, ihre unausweichliche eurozentrische Befangenheit, und zwar gleich in mehrfacher Hinsicht. (Dabei identifizieren wir der Einfachheit halber die ›westliche Welt‹ mit Europa, indem wir ›neue Europas‹ wie die USA oder Australien historiographisch kurzerhand mit dazuschlagen.) Erstens kommen wir nämlich nicht völlig ohne die erwähnte Perspektive der Vorgeschichte der Einen Welt aus. Denn weil sich nicht bestreiten lässt, dass entscheidende Impulse dieser Vorgeschichte von Europa ausgegangen sind, bleibt die Sache unabhängig von der Einstellung der Historiker in sich selbst eurozentrisch.³ Mit der Offenlegung dieses Umstands beginnt der Eurozentrismus allerdings sich selbstkritisch zu dekonstruieren. In einem zweiten Schritt weist dieser ›aufgeklärte Eurozentrismus‹ dann nach, wie viel Europas Entwicklung vor allem der jüdischen und der islamischen Welt zu verdanken hat und dass andere Kulturen auch später noch ihren eigenständigen Beitrag zur modernen Welt geleistet haben. Denn statt mit der reinen Ausbreitung der westlichen Moderne über den Erdball rechnen wir heute mit ›vielfältiger Moderne‹.⁴ Schließlich versucht ›aufgeklärter Eurozentrismus‹ mit einem dritten Schritt sogar sich selbst zu transzendieren, indem er von der historischen Nabelschau des Westens zu selbstbezüglichen Geschichten der Anderen übergehen möchte, obwohl er weiß, dass bereits die Formel ›die Anderen‹ Bestandteil eines unvermeidlich eurozentrischen Diskurses ist.⁵

Zweitens ließe sich zwar bei diesem Schritt das verbleibende Problem des Eurozentrismus auf den ersten Blick dadurch beheben, dass die Geschichten der in unserem Zeitraum immer noch sehr verschiedenen Erdteile von Angehörigen der betreffenden Kulturen selbst geschrieben würden. Das ist offensichtlich derzeit noch nicht ohne weiteres möglich, aber es ist immerhin gelungen, Beiträge zu gewinnen, die durch langjährige intensive Beschäftigung mit den betreffenden

Kulturen und dank der Beherrschung von deren Sprachen beinahe als ‹einheimisch› gelten dürfen. Drittens helfen aber weder Selbstkritik noch Perspektivenwechsel über einen basalen Eurozentrismus hinweg, der unserer Sprache und unserem Denken eingeschrieben ist. Viele weltgeschichtliche Phänomene lassen sich nämlich gar nicht anders als aus eurozentrischer Perspektive zur Sprache bringen. Das gilt bereits für den erwähnten Begriff ‹die Anderen› oder ‹die Nicht-europäer›, ebenso für ‹Entdeckung›, für ‹Neue Welt›, für ‹West-Indien›, für ‹Indianer› und erst recht für ‹Amerika›, das den Namen eines Amerigo Vespucci verewigt, der die ‹Neue Welt› als erster literarisch vermarktet hat. Aber auch alte Begriffe wie ‹Indien›, ‹Asien› und ‹Afrika› gehen auf europäische Ausweitung ursprünglich enger gefasster antiker geographischer Bezeichnungen zurück, während ‹Indonesien› und ‹Australien›, ‹Philippinen› und ‹Neuseeland› europäische Neuschöpfungen darstellen. Ortsnamen der Alten Welt kehren in der Neuen wieder, und zwar keineswegs immer mit dem Marker ‹Nieu› Amsterdam oder ‹New› York. Oft sind europäische politische Verhältnisse sprachlich konserviert; auf den Landkarten von Australien und Neuseeland geben sich Fürstlichkeiten wie Victoria und Minister wie Wellington ein Stelldichein. Zwar wurde postkolonial Ceylon in Sri Lanka und Madras in Chennai verwandelt, aber derartige Operationen politischer Kosmetik sind praktisch nur in begrenztem Umfang möglich.

Über den sprachlichen Elementarbereich hinaus ist die Geschichtswissenschaft außerdem nicht nur in ihrer Methode, sondern auch in zentralen Bezugsgrößen westlichen Ursprungs und wird infolge der Übernahme des westlichen Bildungssystems durch die ehemaligen Kolonien dem Denken der Nichteuropäer nach wie vor weltweit verordnet. Während die politische Dekolonisation einigermaßen abgeschlossen und die ökonomische auf gutem Wege ist, habe die mentale oder kulturelle noch nicht einmal begonnen, behaupten postkolonialistische Theoretiker. Ein Europäer oder Amerikaner könnte oder konnte wenigstens bis vor kurzem eigene Geschichte schreiben, ohne den Rest der Welt auch nur zur Kenntnis zu nehmen, ein nichtwestlicher Historiker hingegen lande, was immer er schreiben wolle, unausweichlich beim modernen Nationalstaat europäischer Herkunft als Bezugsgröße, die sich auch in der postkolonialen Welt durchgesetzt habe und sich mittels Bildungssystem und Historiographie ständig neu legitimiere.⁶ Vor allem aber ist er fast immer an den westlichen gregorianischen Kalender, an die Zählung der Jahre vor und nach Christi Geburt, allenfalls in einer säkularisierten Variante, und nicht selten sogar an die Epochengliederung der westlichen Historie gefesselt.

So folgt auch die aus wissenschaftspraktischen Gründen pragmatisch getroffene zeitliche Abgrenzung dieses Bandes – 1350 bis 1750 – zunächst einer Periodisierung der europäischen Historiographie. Sie entscheidet sich dabei für eine engere Spielart des ‹Alteuropa-Konzepts›, das im Extremfall die Zeit von der Ver-

dorfung und Städtegründung des Hochmittelalters bis zur Industrialisierung als die ›alteuropäische‹ Epoche der Geschichte betrachtet. Die Alternative wäre die sogenannte ›Frühe Neuzeit‹ (1500 bis 1800) gewesen, die aber zur Erfassung weit zurückreichender langfristiger Prozesse in Europa und der Atlantischen Welt weniger geeignet ist. Selbstverständlich haben die beiden Eckdaten wie die meisten Periodisierungen nur Orientierungscharakter und werden in den verschiedenen Kapiteln in der einen oder anderen Richtung überschritten. Dabei zeigt sich, dass in anderen Erdteilen innerhalb dieser Zeitfenster ebenfalls Vorgänge von ›Epoche machendem‹ Charakter zu beobachten sind. Hier seien nur genannt das Vordringen der Osmanen nach Europa, der Bruch Moskaus mit den Mongolen, der Aufstieg Timurs in Zentralasien, die Verdrängung der Yuan- durch die Ming-Dynastie in China und die Gründung des Königreichs von Ayutthaya in Südostasien im 14. Jahrhundert, auf der anderen Seite der beginnende Niedergang des Osmanischen Reiches, der Sturz der Safawiden in Iran, die beginnende Krise des Mogulreichs in Indien, der Höhepunkt der chinesischen Expansion unter den Qing und die Gründung eines expandierenden Reiches in Birma im 18. Jahrhundert.

Selbst wenn wir dies wollten, können wir unserer Sprache und Zeitrechnung nicht entkommen. Das ist aber gar nicht nötig. Denn die Aufklärung über ihre eurozentrische Herkunft erweist sich als Bedingung der Möglichkeit ihrer Aneignung und ihres entsprechend unbefangenen Gebrauchs durch ›die Anderen‹. Ohne ihre europäische Herkunft zu ignorieren, macht dieser Aneignungsprozess für uns den Vorwurf des Eurozentrismus obsolet. Englisch war eine europäische Sprache, die ihre Verbreitung der britischen und amerikanischen ökonomischen, politischen und technologischen Hegemonie zu verdanken hat. Inzwischen ist sie Eigentum vieler Völker in Afrika und Asien und als Weltkommunikationsmedium bis zu einem gewissen Grad sogar dasjenige der ganzen Menschheit geworden.

Der moderne Nationalstaat hingegen existierte zwischen 1350 und 1750 noch nicht einmal in Europa selbst. Auch wenn der Begriff ›Staat‹ in seiner weit gefassten angelsächsischen Bedeutung in manchen Kapiteln auftaucht, so handelt es sich dabei, genauer besehen, doch um vorstaatliche Gebilde, die besser als größere oder kleinere ›Reiche‹ bezeichnet werden. Diese stellen wegen der Allgegenwart von Reichsbildung eine der Bezugsgrößen dieses Bandes dar, für seine Gliederung freilich hätte sich ihre Vielfalt nur als verwirrend erwiesen. Stattdessen haben wir seinem Aufbau fünf kulturgeographische Großregionen zugrunde gelegt, deren Umschreibung allerdings eine gewisse pragmatische Willkür anhaftet. Das heißt, wir haben gute Gründe, diese unsere Gliederung nach dem derzeitigen Stand der Forschung für besonders plausibel zu halten, können und wollen aber nicht bestreiten, dass sich auch Argumente für Alternativen finden lassen. Es handelt sich um eine von uns vorgenommene virtuelle Raumgliederung, der aber eine durch ihre Plausibilität vorgegebene Raumordnung zugrunde liegt.⁷

Diese beruht auf der Verbindung einer interaktionsgeschichtlichen Fragestel-

lung mit einem dynamischen Kulturbegriff. Einerseits betrachten wir Kulturen nicht als sachlich, räumlich und zeitlich geschlossene Monaden, die im Grunde keinem Fremdverstehen zugänglich sind, sondern als offene Gebilde, die sich in ständiger Transformation befinden, nicht zuletzt infolge ständiger Interaktion mit anderen Kulturen. Dabei spielt Migration eine zentrale Rolle. Diese wird demnach nicht mehr als historische Ausnahme, sondern als Regelvorgang begriffen. Demgemäß müssen Phänomene, die traditionell als ›Invasion‹ oder ›Fremdherrschaft‹ abqualifiziert wurden – wie das Vordringen der Muslime nach Indien oder die Rolle der Steppenvölker des Nordens in der chinesischen Geschichte, also auch das Mogulreich und die Mandschu-Dynastie –, neu eingeschätzt werden. Indien und selbst China, wo gerne dieser Anschein erweckt wird, waren eben gerade keine geschlossenen kulturellen Monaden.

Auf der anderen Seite lässt sich aber trotz aller Dynamisierung und Differenzierung nicht bestreiten, dass es zwischen 1350 und 1750 so etwas wie eine chinesische Kultur, eine Kultur des christlichen Abendlandes, eine Kultur der Swahili Ostafrikas und andere als gemeinsame Nenner für vielerlei Phänomene und als Inbegriff von Gruppenidentitäten gegeben hat. Menschliches Verhalten, das einem bestimmaren Code von Regeln folgen soll, ist die eine Seite dieser relativen Einheitlichkeit. Die andere besteht in kulturellen Objektivationen, die sich eindeutig zuschreiben lassen wie die Schriften des Konfuzius und die Pagoden oder das Neue Testament und die Kathedralen.

Wenn wir von graduell unterschiedlicher Interaktionsfrequenz in und zwischen Kulturräumen ausgehen, was hoch plausibel, aber nicht exakt nachweisbar ist, dann lässt sich der Widerspruch zwischen der gleichzeitigen Offenheit und Geschlossenheit von Kulturen auf den Begriff bringen. Wir unterscheiden auf diese Weise einen kulturellen Kernbereich, in dem Binnenkommunikation überwiegt und Identitätsstiftung durch Abgrenzung gegen Fremde geübt wird, von Zonen, in denen Außenkommunikation eine größere Rolle spielt und daher interkulturelle Hybride zustande kommen. Die sprachliche und kulturelle ›Kreolisierung‹ durch Hybridisierung ist ja längst wissenschaftlich aufgewertet worden. Neben Zonen intensiver Kommunikation gibt es aber auch besonders kommunikationsfreudige Gruppen oder Zeitabschnitte, in denen dieses Verhalten begünstigt war. So waren zum Beispiel die Jesuiten einerseits, bestimmte chinesische Intellektuelle andererseits, bevorzugt am Kaiserhof und während der dynastischen und intellektuellen Krise, die China im 17. Jahrhundert durchlaufen hat, besonders kommunikationsfreudig – eine beschreibbare Interaktion, die sich spezifisch auf Gruppen, Ort und Zeit beziehen lässt. Entscheidend bleibt, dass nicht mehr mit trennscharf abgegrenzten kulturellen Binomen gerechnet wird, sondern mit vielerlei Kontakten, Mischungen und Transformationen.

Das entspricht dem eingangs angesprochenen Befund, dass Menschen sich zu verschiedenen ›Welten‹ zugehörig fühlen können, sogar gleichzeitig, aber ohne

diese Zugehörigkeiten immer ausdrücklich zu artikulieren. Wahrscheinlich galt für die meisten Menschen unseres Zeitraums der unausgesprochene Grundsatz «mein Dorf – meine Welt». Viele wussten sich aber bereits weiträumiger zu bewegen, so dass wir im Sinne unserer Hypothese mit einer Hierarchie von verschachtelten «Welten» mit jeweils relativ intensiverer Binnenkommunikation und relativ schwächerer Außenkommunikation rechnen müssen. Vorglobale «Weltgeschichte» wäre also die Geschichte solcher «Welten» und ihrer Interaktion. Die damals mögliche Obergrenze welthafter Kohärenz dürfte mit kulturgeographischen Großregionen wie den von uns vorgeschlagenen erreicht gewesen sein.

Denn auch sie haben wir hypothetisch als Räume definiert, in denen die Binnenkommunikation die Außenkommunikation deutlich überwog und die deswegen zwar nicht unbedingt eine gemeinsame Kultur, aber doch deutliche gemeinsame Eigenschaften aufzuweisen hatten. So waren damals zum Beispiel kaum chinesische Schiffe im Pazifik anzutreffen und überhaupt keine im Atlantik, während die Präsenz der europäischen wie der chinesischen Schifffahrt im Indischen Ozean marginal blieb. Auf der anderen Seite gab es aber auf jedem dieser drei Weltmeere eine «einheimische» gemeinsame Seefahrerkultur mit erfahrungsgesättigten Regeln für den Umgang mit Wasser und Wind. Weltmeere als historische Interaktionsräume sind nach dem Muster des Mittelmeers⁸ längst zu Gegenständen der Forschung geworden und daher die zweite Bezugsgröße unseres Bandes.

Wir beginnen allerdings im ersten Kapitel mit den *Imperien und Grenzregionen in Kontinentaleurasien*, das als größter Landblock der Erde auch das größte Gewicht beanspruchen dürfte. Wir sollten uns daran gewöhnen, nicht nur Vorder- und Hinterindien, sondern auch Europa als Halbinseln oder Subkontinente Asiens zu betrachten. Historisch besteht die Einheit dieses Riesenraumes in unserem Untersuchungszeitraum in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit dem Erbe der Mongolenherrschaft, der bisher größten politischen Expansion der Weltgeschichte, und dem damit zusammenhängenden weltweiten Kommunikationssystem des 13. Jahrhunderts. China, das sich seiner mongolischen Dynastie entledigte, und Russland, das sich von seinen mongolischen Herren befreite und diese schließlich selber unterwarf, sollten sich langfristig als Haupterben durchsetzen. Freilich erlagen die Reitervölker Innerasiens erst im 18. Jahrhundert endgültig der konkurrierenden chinesischen und russischen Reichsbildung. Zumindest vorübergehend entstand unter Timur im 14./15. Jahrhundert noch einmal ein von Zentralasien ausgehendes Großreich, das aber keineswegs der letzte derartige Anlauf bleiben sollte. China erlebte seine größte Expansion unter den innerasiatischen Mandschu, deren Dynastie im 17. Jahrhundert dort die Herrschaft übernommen hatte. Auf der anderen Seite war es von einem Kranz kleinerer Länder umgeben, Vietnam, dann Korea und Japan, deren mehr oder weniger unabhängige Reichsbildung deutlich unter chinesischem Einfluss stattfand, so auch in der Mandschurei vor der Übernahme Chinas.

Die Taktik der mongolischen Reiterkrieger spielte auch in Süd- und Westasien eine ausschlaggebende Rolle für die Reichsbildung insbesondere der Osmanen, der Safawiden und der Moguln. Sie konvergierte aber in diesem Raum mit der integrierenden Rolle der islamischen Religion, die ungeachtet des bisweilen heftigen Gegensatzes zwischen Sunniten und Schiiten eine stärkere kulturelle Einheitlichkeit, eine ›Welt‹ für sich stiftete als anderswo. Das zweite Kapitel – *Das Osmanische Reich und die islamische Welt* – stellt die Reiche der Osmanen und Safawiden nebst deren Vorgängern in den Mittelpunkt. Fast mehr noch als das kontinentale Eurasien wurde dieser Raum vom geographischen Gegensatz zwischen Wüsten und Steppen einerseits, Oasen, bewässertem Ackerland und Städten andererseits geprägt, historisch vom Gegensatz zwischen Nomaden, sesshaft gewordenen Nomaden, Ackerbauern und Städtern.

Die islamische Welt blieb aber keineswegs auf diesen Kernraum beschränkt. Muslime sind in allen anderen vier ›Welten‹ ebenfalls anzutreffen. Die vergleichsweise wichtigste Rolle spielen sie im dritten Kapitel: *Südasiens und der Indische Ozean*. Denn immer größere Teile Indiens gerieten zwischen 1350 und 1750 von Norden her unter die Herrschaft verschiedener muslimischer Fürsten, bis das Mogulreich um 1700 fast den ganzen Subkontinent unterworfen hatte. Bis ins 16. Jahrhundert hatten sich in Zentral- und Südindien machtvolle nichtmuslimische Reiche behauptet. Allerdings wurde die nichtmuslimische Bevölkerungsmehrheit in der Regel nicht unterdrückt und ihre Religionen, obwohl aus muslimischer Sicht «Götzendienst», halbwegs toleriert. Die Mehrzahl dieser Religionen wurde erst im 19. Jahrhundert unter dem Kunstbegriff ›Hinduismus‹ zusammengefasst. Nicht nur religiös bot der indische Subkontinent ein kaum weniger buntes Bild als der europäische. Der offenkundige sprachliche, religiöse und kulturelle Gegensatz zwischen Nord- und Südindien stellt bereits eine grobe Vereinfachung dar. Die ›Kohabitation‹ von ›Hindus‹ und Moslems erwies sich kulturell als überaus kreativ.⁹ Kaum ein indisches Reich, auch nicht dasjenige der Moguln, war aber maritim engagiert. Der Handel im Indischen Ozean lag überwiegend in der Hand von Moslemkaufleuten. Das hing zusätzlich auch mit dem Transport von Mekka-Pilgern zusammen. An der ostafrikanischen Gegenküste brachte diese muslimische Handelswelt die afrikanisch-asiatische Mischkultur der Swahili hervor.

Auch im vierten Kapitel – *Südostasien und Ozeanien* – sind Muslime auf der Malaiischen Halbinsel, auf Sumatra und Java, auf den Molukken und Philippinen präsent und in weiterer Expansion begriffen. Daneben gibt es Anhänger von ›Hindureligionen‹, Buddhisten, sogenannte Naturreligionen und schließlich auch Christen. Überall scheint hier auf den ersten Blick Nichtzusammenhängendes künstlich zusammengezwungen zu sein. Es gibt vier verschiedene Großregionen: das festländische Südostasien, das seinerseits aus Ländern unter dem kulturellen Einfluss Indiens (Burma, Thailand, Kambodscha) und solchen unter chinesischem Einfluss (Vietnam) besteht, die südostasiatische Inselwelt zwischen

Sumatra und den Philippinen, die maritime Seite der eurasischen Reiche China, Japan und Korea, schließlich die endlosen Weiten Ozeaniens zwischen Australien, Hawaii und der Osterinsel. Ein zweiter Blick lässt aber strukturelle Gemeinsamkeiten erkennen: In kleinen Gemeinschaften lebende Bergvölker, zum Teil noch Wildbeuter, lassen sich Trocken- und Nassreisbauern gegenüberstellen, die größere oder kleinere Reiche bevölkern. Die zahlreichen Städte konnten freilich auch Sitze unabhängiger Kleinfürsten sein. Vor allem aber waren sie Handelszentren, denn Südostasien war ein Raum intensivster wirtschaftlicher und damit auch kultureller Kommunikation. Vom Islam heißt es, er sei hier durch Kaufleute verbreitet worden, und auch bei den Christen gingen Handel und Glaubensverbreitung Hand in Hand. Doch wenn diese Großregion damals vor allem durch maritime Kommunikation geprägt war, dann handelte es sich doch eher um zwei Kommunikationsräume, denn Ozeanien blieb weitgehend für sich und Australien ohne Schifffahrt sogar unbekannt.

Ähnlich unzusammenhängend lebten die Menschen ursprünglich auf den drei Kontinenten, die im fünften Kapitel, *Europa und die atlantische Welt*, zusammenfassend behandelt werden. Bis Mitte bzw. Ende des 15. Jahrhunderts wussten ›Afrikaner‹, ›Amerikaner‹ und ›Europäer‹ so gut wie nichts von der Existenz der jeweils anderen zwei ›Welten‹ und deren Bewohnern. Allenfalls gelangten damals etliche schwarze Sklaven und vage Nachrichten von den Reichen des Sudan durch Juden und nordafrikanische Moslems ins Mittelmeergebiet. Dann aber setzten Ketten von kontingenten Aktivitäten und Entwicklungen die jahrhundertelange Expansion Europas in Gang. Die fünf westlichen Länder der ›Alten Welt‹ unterwarfen sich die ›Neue Welt‹ und banden den Westen Afrikas in ein Handelssystem ein, das vor allem der Belieferung Amerikas mit afrikanischen Sklaven diente. Bis ins 19. Jahrhundert sind mehr Afrikaner in Amerika eingewandert als Europäer, allerdings nicht freiwillig. Bezeichnenderweise war Angola als Sklavenlieferant zeitweise auch politisch stärker vom Abnehmer Brasilien abhängig als von der eigentlichen Kolonialmacht Portugal. Heute ist Amerika vor allem eine Welt der ›Weißen‹ und der ›Schwarzen‹ geworden; die ›Rothäute‹, seine ursprünglichen Herren, sind in den meisten Ländern ausgestorben oder marginalisiert. Der Atlantik wurde in eine Art Binnenmeer zwischen dem alten und den ›neuen Europas‹ sowie dem gemeinsamen Handelspartner Westafrika verwandelt.

2. REICHE UND WELTREICHE

Begriffsbildung

Die gegenwärtige, politisch motivierte Konjunktur von Veröffentlichungen über ›Empires‹, was auf Deutsch früher ›Reiche‹ geheißten hätte, heute aber im Zeichen anglophoner Dominanz lieber mit ›Imperien‹ wiedergegeben wird,¹⁰ führt genauer besehen im Deutschen wie im Englischen zu einer historiographischen Begriffsverwirrung. ›Empire‹ wird definiert als «a political unit of large extent controlling a number of territories and peoples under a single sovereign authority», wobei ›Ausdehnung‹ relativ ist und vom Entwicklungsstand der Nachrichten- und Verkehrsverhältnisse abhängt.¹¹ Gegenbegriff ist der ›nation state‹: «Imperien sind große politische Einheiten, expansionistisch oder mit einer Erinnerung an räumlich ausgedehnte Macht; sie sind Gemeinwesen, die Unterschiede und Hierarchien aufrechterhalten, wenn sie neue Bürger eingliedern. Im Gegensatz dazu beruht der Nationalstaat auf der Vorstellung von einem Volk, das sich in einem Hoheitsgebiet als einzigartige politische Gemeinschaft konstituiert.»¹² Der Nationalstaat gilt als wichtigstes Alternativmodell und bisweilen sogar als Produkt eines getrennten Entwicklungspfad. Kritische Studien über Reiche betonen die Brutalität ihrer Entstehung durch Eroberung und ihrer Herrschaft durch Diskriminierung,¹³ Empire-Nostalgiker schwärmen stattdessen von ihrem wohltätigen Wirken,¹⁴ während andere durch differenzierende Untersuchung herauszufinden versuchen, wie sie ihr Grundproblem der Herrschaft über unterschiedliche Menschengruppen gelöst haben.¹⁵ Dahinter steckt die Hoffnung auf ein humaneres Politikmodell als dasjenige des Nationalstaates. Denn letzterer ist zwar in der Wirklichkeit nur in seltenen Fällen ethnisch und sprachlich geschlossen, neigt aber kraft seines Selbstverständnisses als Nation dazu, solche Einheitlichkeit zu erzwingen, gegebenenfalls durch ›ethnische Säuberung‹. Ein ›Staatsvolk‹ wie die nachrevolutionären Franzosen strebt nach totaler Integration von Minderheiten, die ihre Sprachen und Identitäten aufgeben müssen, ein ›Reichsvolk‹ wie die Kastilier des 16. Jahrhunderts begnügt sich

demgegenüber mit Hegemonie, die ihm Herrschaftsrollen und andere Privilegien reserviert, und mit der Zweisprachigkeit von Minderheiten; mehrfache Identitäten sind hier ebenso möglich wie individueller Aufstieg ins ›Reichsvolk‹.

Auf der anderen Seite gilt aber ›Staat‹ (*state*) als Allgemeinbegriff für jedes Gemeinwesen (*polity*), das eine nicht näher definierte Größe überschritten hat. Unterhalb des Staates und oberhalb der primordialen akephalen Kleingruppen gäbe es dann Stämme (*tribes*), Häuptlingsherrschaften (*chiefdoms*), Fürstentümer (*principalities*) und Stadtstaaten (*city states*), besser Stadtrepubliken (*urban republics*). ›Reiche‹ hingegen wären dann nichts anderes als eine besondere Form von Staaten. Allerdings gab es Staaten, die sich zusätzlich Reiche geschaffen haben. Der historisch wichtigste Fall sind die Nationalstaaten des 19./20. Jahrhunderts mit ihren Kolonialreichen. Dieser Höhepunkt des westlichen ›Imperialismus‹ wurde nur dadurch möglich, dass der Rest der Welt damals dem modernen europäischen Nationalstaat, dem machtvollsten politischen Gebilde, das Menschen jemals geschaffen haben, nichts Vergleichbares entgegensetzen hatte, sondern nach wie vor nur seine ›Reiche‹.

Derselbe Fall trat allerdings schon in der europäischen Frühen Neuzeit auf, als der kastilische Protostaat sich ebenfalls als machtvoller erwies als die Reiche der Inka und der Azteken mit ihrer Steinzeittechnologie und sich ein zusätzliches Kolonialreich schaffen konnte. In Asien hingegen waren europäische Protostaaten wie Portugal und selbst England noch lange nicht in der Lage, mit den chinesischen, indischen und japanischen Reichen auch nur auf gleicher Augenhöhe umzugehen. Denn entwicklungsgeschichtlich waren England und Frankreich, Portugal und Spanien damals auch nur ›Reiche‹ im oben genannten Sinne, aber eben Reiche, die bereits ein größeres Stück Wegs zum modernen Staat zurückgelegt hatten. Worauf es dabei ankam, legte der spanische Günstling-Premierminister Olivares seinem König Philipp IV. 1625 mit aller Deutlichkeit dar: «Eure Majestät sollten es für die wichtigste Aufgabe dieser Monarchie ansehen, sich zum König von Spanien zu machen. Damit möchte ich sagen, dass Eure Majestät sich nicht damit begnüge, König von Portugal, von Aragon, von Valencia und Graf von Barcelona zu sein, sondern heimlich und stetig daran arbeite, diese Königreiche so zu reduzieren, dass ganz Spanien dem Stil und den Gesetzen Kastiliens folge, ohne irgendeinen Unterschied.»¹⁶ Entscheidende Schritte in dieser Richtung fanden in Spanien und England im 18. Jahrhundert statt. Erst damals war übrigens auch von ›Kolonien‹ die Rede. Bis dahin hatte man im Rahmen des Reichsbegriffs auch für Kolonialherrschaft die Fiktion von halbselbstständigen Nebenländern analog zu Neapel oder Irland aufrechterhalten. Deutschland hingegen blieb ein ›Reich‹, bis 1945 dem Namen, bis 1918 ebenso wie Österreich-Ungarn auch der Struktur nach, denn das ›Deutsche Reich‹ war ein heterogener Fürstenbund, Österreich-Ungarn ein kompliziertes Gefüge aus Ländern mit ungleichem Status.

Das heißt aber, ›Reich‹ und ›Staat‹ sind nur aus der nationalstaatlichen Per-

spektive des 19./20. Jahrhunderts synchrone Alternativen, die sich unter dem Oberbegriff ›Staat‹ versammeln lassen. Mit der diachronen historischen Tiefendimension der europäischen oder gar der Weltgeschichte erweist sich diese binäre Typologie als unzulänglich und muss durch eine komplexere Entwicklungsgeschichte ersetzt werden. Dann erscheint das ›Reich‹ weltweit als das Standardmodell eines größeren ›Gemeinwesens‹ (*polity*¹⁷) von uneinheitlicher Zusammensetzung, der ›Staat‹ aber als eine Sonderform von geballter Einheitlichkeit, die zuerst in Europa aus dem ›Reich‹ hervorgegangen ist. Bereits diese nachgewiesene zeitliche Abfolge macht ›Staat‹ als übergeordneten Sammelbegriff untauglich.

Hinzu kommt, dass sich bereits die Vorformen des modernen Staates – in europäischer Perspektive und im Hinblick auf den Zeitraum 1350 bis 1750 – zunehmend vom ›Reich‹ abzuheben begannen. Allerdings erreichte der moderne Staat seine Reifestufe erst in der Französischen Revolution und im 19. Jahrhundert.¹⁸ Dieser Sachverhalt erspart uns eine Auseinandersetzung mit der sachlich zutreffenden, aber eben deswegen Ärgernis erregenden Feststellung: «Europa hat den Staat erfunden.»¹⁹ Denn zwischen 1350 und 1750 gibt es weltweit nur ›Reiche‹. Paradoxerweise ist deswegen die synonyme Verwendung der Bezeichnung ›Staaten‹ (*states*) für ›Reiche‹ in diesem Band deswegen historiographisch unschädlich – notabene solange wir in diesem Zeitraum verbleiben.

Allerdings gab es große und kleine ›Reiche‹, wobei die Bezeichnung ›Imperium‹ (*empire*) für die ersteren reserviert bleibt, auch wenn keine Strukturunterschiede zwischen beiden bestanden. Der englische Parlamentsbeschluss von 1533 «that this realm of England is an empire»²⁰ will nur besagen, dass dem König kaisergleiche Befugnisse zukommen – ein früher Schritt zur Staatsbildung, aber keine prophetische Vorwegnahme des Britischen Empire. Er weist aber den Weg zu einem englischen Dachbegriff für große und kleine Reiche: *realm*; besser, weil verbreiteter: *kingdom*; am besten, weil am abstraktesten: *monarchy*. Denn zumindest zwischen 1350 und 1750 waren weltweit alle Reiche Monarchien.

Was aber soll mit ›Weltreichen‹ gemeint sein? Nachdem nie jemand den ganzen Erdball beherrschte, könnte man schlicht die jeweils größten mit mehr oder weniger ›weltweitem‹ Einfluss so bezeichnen. Im Hinblick auf unsere Darstellung lässt sich die Anwendung und zugleich die Berechtigung des Begriffs in zweifacher Hinsicht aber noch genauer fassen. Erstens gibt es von 1350 bis 1750 oder zumindest während eines Teils dieser vierhundert Jahre – etisch (von den vorliegenden Sachverhalten her) gesehen – Reiche, die eine ganze Kulturwelt oder zumindest wesentliche Teile einer solchen beherrschten: die Kaiserreiche China und Japan; das Safawidenreich im zentralen persischen Kulturraum, der mehr und mehr auch zum Herzland der Schia wurde; das Osmanische Reich im Kernbereich des sunnitischen Islam; das Russländische Reich als erfolgreicher Sammler der russischen Erde und des orthodoxen Christentums; die Inka als Herren des ganzen südamerikanischen Hochkulturraums außer dem Hochland des heutigen Kolumbien.

Zweitens scheint – emisch (aus der Sicht der Beteiligten) betrachtet – mehr oder weniger jede ältere Reichsbildung zu mehr oder weniger vollmundigen Weltherrschafts- oder vergleichbaren Ansprüchen zu neigen, nicht selten im Kontext religiöser oder mythischer Legitimationsdiskurse der Herrschenden. Möglicherweise handelt es sich sogar um ein Universalphänomen der politischen Anthropologie, denn im 20./21. Jahrhundert haben politische Ideologien wie der Rassismus, der Marxismus oder die ›Freiheit‹ mit Marktwirtschaft, Demokratie und Menschenrechten dieselbe Aufgabe der Universalisierung übernommen.

Der chinesische Kaiser war als Zentrum des Reiches der Mitte der zeremonielle Kontaktpunkt von Himmel und Erde. In den Reichen Südasiens, die unter dem Einfluss der indischen Kultur einschließlich des Buddhismus standen, war der König *devaraja* («Gottkönig») oder zumindest ein Chakravartin, der das Rad des Gesetzes oder der Lehre in Bewegung hält und gütig über die Welt herrscht. Bei den Moguln bedeuteten die Herrschernamen Jahangir (reg. 1605–1627) «Welteroberer», Shah Jahan (reg. 1627–1658) «Herrscher der Welt»; die kulturelle Produktion ihrer Umgebung ist voll von Weltherrschaftssymbolik.²¹ Ihre genealogische Legitimation konnte ja an Timur und Dschingis Khan und damit an deren unverblühte Weltherrschaftsansprüche anknüpfen. Die osmanischen Sultane legitimierten sich zunächst durch ihre Erfolge als Vorkämpfer des Glaubens, bis sie nach der Eroberung Ägyptens mit seinen arabischen Nebenländern 1517 als Hüter der Heiligen Stätten und Nachfolger der Kalifen ins Zentrum des islamischen Anspruchs auf Weltherrschaft rückten. Andere muslimische Reichsgründer beriefen sich wie die Safawiden auf einen Auftrag zur Erneuerung des Islam, knüpften an die Vorstellung vom eschatologischen rechtgeleiteten Führer, dem Mahdi, an und begannen einen *jihad* zwecks Errichtung eines religiös ›reinen‹ Gemeinwesens.

Die Osmanen griffen nach der Eroberung Konstantinopels 1453 aber auch die byzantinische Kaisertradition auf,²² die ihrerseits auf den sachlich unzutreffenden, mental aber selbstverständlichen Anspruch des Imperium Romanum zurückging, die ganze bewohnte (Kultur-)Welt zu regieren. In Russland wurde gleichzeitig die Idee von Moskau als einem dritten Rom ausgebildet, das nach Rom und Konstantinopel bis zum Ende der Welt herrschen werde. Auch das erneuerte westliche Kaisertum war ursprünglich von seiner eschatologischen Rolle ausgegangen, nach der das römische als das letzte der vier biblischen Weltreiche bis zum Weltende bestehen sollte. Doch nach einem letzten gescheiterten universalistischen Anlauf unter Kaiser Karl V. verkam das Kaisertum zu einem bloßen Ehrentitel des deutschen Königs. Mit einer für die europäischen Verhältnisse kennzeichnenden Inversion wurde das Streben nach der Universalmonarchie zu einem politischen Standardvorwurf umgedreht, mit dem sich der jeweils mächtigste europäische Herrscher diskreditieren lassen musste.²³ Das Inkareich hingegen konnte sich unangefochten als Tawantinsuyu, das Reich der vier Himmelsrichtungen, bezeichnen. Ob und wie weit aus dem südlich der Sahara verbreiteten,

spezifisch afrikanischen Sakralkönigtum universale Ansprüche abgeleitet wurden, können wir nicht sagen, aber dennoch mit nur mäßiger Übertreibung behaupten, dass es zwischen 1350 und 1750 auf der Erde nicht nur etisch diverse Reichenreiche, sondern darüber hinaus emisch zahllose ›Weltreiche‹ gegeben hat.

Reichsbildung

Die Begriffsarbeit war notwendig, weil Reichsbildung weltweit zu den maßgebenden Prozessen unseres Zeitabschnitts

gehört. Selbstverständlich ließen sich auch frühere Zeiten durch sie charakterisieren. Jetzt aber erfasste sie auch den ›Rest der Welt‹ in Afrika und Amerika, während in Eurasien die krisenbedingten Interregna in den meisten Reichen immer kürzer und die Reiche immer größer wurden.²⁴ Abstrakt gesprochen, erreicht das ›Reich‹ als politische Lebensform jetzt den Höhepunkt seiner Entwicklung, um bald danach seine Rolle als politisches Leitmotiv der Weltgeschichte an den modernen ›Staat‹ abzugeben, der damals aus europäischen ›Reichen‹ hervorging.

Konkret heißt das selbstverständlich nicht, dass wir parallele lineare und einheitliche Geschichtsverläufe vor uns hätten. Eher das Gegenteil ist richtig; die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen ist auch hier selbstverständlich. Es handelt sich, wie gesagt, um eine ungleichmäßige Akkumulation von Kontingenz über Krisen und Rückbildungen hinweg. Manche Reiche dürften den angesprochenen Höhepunkt ihrer Entwicklung lange vor 1750 erreicht und sich im 18. Jahrhundert bereits im Niedergang befunden haben. Allerdings wird der u. a. aus nationaltürkischer und nationalindischer Sicht beklagte ›Niedergang‹ des Osmanischen und des Mogulreichs von der Forschung heute viel zurückhaltender beurteilt und eher als politischer Gestaltwandel betrachtet.

Zur ›Reichsbildung‹ als Prozess politischer Formierung gehört im weiteren Sinn auch die Neugestaltung eines Reiches. Nicht umsonst gibt es im an sich durchaus linearen chinesischen Geschichtsbild die Vorstellung von der zyklischen Neuvergabe des «Mandats des Himmels» an eine neue Dynastie. Dabei kam der «Zorn des Himmels» zunächst in vorübergehender Klimaverschlechterung wie Extremphasen der sogenannten Kleinen Eiszeit oder der weiträumig verminderten Sonneneinstrahlung infolge von Vulkanausbrüchen zum Ausdruck. Kälte- oder Dürreperioden oder auch Überschwemmungen, Missernten und Hungersnöte waren die Folge. Häufig gingen sie mit Seuchen einher. Die Bevölkerung reagierte mit Unruhen, die zu folgenreichen Bürgerkriegen führen konnten. Die Krisen Chinas im 14. und im 17. Jahrhundert haben ihre Parallelen in anderen Erdteilen, vor allem in Europa, das im 14. Jahrhundert vom ›Schwarzen Tod‹ heimgesucht wurde und keine dreihundert Jahre später die verschiedenen Krisen des 17. Jahrhunderts erleben musste.

Allerdings haben diese Krisen in China wie in Europa den Prozess der Reichsbildung nur kurzfristig geschwächt, langfristig hingegen deutlich verstärkt, in China durch zweimaligen erfolgreichen Neubeginn, in Europa eher durch Selbstbehauptung der bestehenden Mächte, so dass die Kriege des 17. Jahrhunderts geradezu als ›Staatsbildungskriege‹ bezeichnet werden können.²⁵ Auch der spätere Qualitätssprung zum modernen Staat konnte Frankreich und Japan überhaupt nur aus Krisen ihrer politischen Systeme heraus gelingen, die sich auf den ersten Blick katastrophal ausnahmen. Doch warum führen Krisen in einen Fall zur Stärkung des Herrschaftssystems, im anderen zu Niedergang und Zusammenbruch?

Auch wenn allgemeine Feststellungen immer nur mit einem Kontingenzvorbehalt getroffen werden können, so ist doch deutlich zu erkennen, dass jeweils die aggregierte Gesamtstabilität der Träger und Nutznießer eines Herrschaftssystems den Ausschlag gibt. Dabei spielte wie überall in der Vormoderne die Familie eine Schlüsselrolle, freilich jeweils auf unterschiedliche Weise. Reichsgründung konnte erst zur erfolgreichen Reichsbildung gerinnen, wenn sich der Wille zur Macht eines ›Gründerhelden‹, der durchaus auch ein Usurpator sein konnte, an eine Dynastie tüchtiger Nachfahren vererben ließ. Nadir Shah (reg. 1736–1747) in Iran, Cesare Borgia (reg. 1498–1503) in Mittelitalien und im Grunde sogar der zentralasiatische ›Welterschütterer‹ Timur (reg. 1360–1405) blieben Episoden, weil ihnen das nicht gelang. Der ›Königsweg‹ zum Erfolg war im doppelten Sinn eine ununterbrochene oder nur kurzfristig unterbrochene Abfolge tüchtiger Monarchen wie in Indien von Akbar bis Aurangzeb (1556–1707) oder in Preußen von Friedrich Wilhelm bis Friedrich II. (1640–1786). Auch die Gegenprobe sticht: Eine Reihe von kurzlebigen, schwachen oder minderjährigen Herrschern unter Vormundschaft begünstigte politische Krisen wie in China gegen Ende der Ming- und der Qing-Dynastie oder im Mogulreich nach dem Tode Aurangzebs oder in Frankreich unter den letzten Valois (1559–1589).

Dynastische Reichsbildung konnte sich dabei der eigenen Familie als Herrschaftsinstrument bedienen. Der habsburgische Reiskaiser Karl V. bestellte seine Angehörigen zu Regenten seiner verschiedenen Reiche, wenn er abwesend war. In Thailand und verschiedenen afrikanischen Reichen wurden Prinzen als Provinzstatthalter eingesetzt, teilweise wohl auch zur standesgemäßen Versorgung. Auf der anderen Seite konnten Eheschließungen nicht nur zur Besiegelung von Friedensschlüssen eingesetzt werden, sondern auch zur Sicherung der Loyalität mächtiger Untertanen oder abhängiger Vasallenfürsten. Überall mussten Prinzessinnen dazu herhalten. Gegenüber den zumindest auf dem Papier monogamen christlichen Monarchen hatten die polygynen im Rest der Welt den Vorteil, dass aus politischen Gründen jederzeit zusätzliche Ehefrauen in den Harem aufgenommen werden konnten. So hatten unterworfenen Häuptlinge des Kongokönigreichs unverzüglich eine weitere königliche Gemahlin zu stellen.

Wahrscheinlich darf man diese Frauen als eine Art von Geiseln betrachten, denn viele Herrscherhöfe dienten ausdrücklich oder diskret verschleiert einer Art von Geiselnahme. Die japanischen *daimyō* hatten Geiseln für den Hof des Shōgun zu stellen, wenn sie sich nicht persönlich dort aufhielten. Von den thailändischen Prinzen und adeligen Provinzgouverneuren wurde erwartet, dass sie überwiegend am königlichen Hof residierten;²⁶ ihre Herrschaftsfunktion bestand also nicht primär in der Erledigung von lokalen Verwaltungsgeschäften. Auch von Ludwig XIV. von Frankreich hieß es, er habe den maßgebenden Teil des französischen Adels am Hofe konzentriert, um ihn unter Kontrolle zu halten und mit den elaborierten höfischen Ritualen zu beschäftigen. Inzwischen wissen wir aber längst, dass der französische Hof sich keineswegs darin erschöpfte, sondern wie jeder Herrscherhof vor allem eine Macht- und Patronagebörse mit ständigen Auseinandersetzungen rivalisierender Faktionen gewesen ist.

Für die polygynen Höfe gilt dies sogar in verstärktem Maße, weil die Intrigen um die Nachfolge des Monarchen dort ganz andere Ausmaße anzunehmen pflegten als in Europa, wo erstens die Zahl der in Frage kommenden legitimen Nachkommen meist sehr begrenzt war und sich zweitens seit dem Spätmittelalter in den meisten Erbreichen die Primogenitur des ältesten Sohnes durchsetzte. Anderswo waren derartige Regeln eher die Ausnahme. Im westafrikanischen Dahomey gab es eine Art selbstverständliche Primogenitur und im Osmanischen Reich ging man im 17. Jahrhundert zur Thronfolge des ältesten männlichen Mitglieds der Dynastie über, das keineswegs ein Sohn des Vorgängers sein musste. Anderswo wie – zumindest theoretisch – in Russland seit Peter I. konnte dieser seinen Nachfolger designieren und wie der chinesische Kaiser dabei den angeblich tüchtigsten seiner Söhne auswählen. Damit war aber keineswegs gesagt, dass diese Regelung auch respektiert wurde.

Im Gegenteil, man könnte sogar behaupten, dass Thronfolge im Prinzip weltweit durch Bürgerkrieg erfolgte, der nur unterblieb oder rasch beendet war, wenn der vorgesehene oder der tüchtigste Erbe schnell genug zugriff und sich rechtzeitig hinreichende Unterstützung gesichert hatte. Nicht nur in England nach 1485 und in Russland nach 1605 wurden diese Auseinandersetzungen durch Prä-tendenten dubioser Herkunft zusätzlich kompliziert, die sich von interessierten Parteiungen auf den Schild heben ließen. Bis ins 17. Jahrhundert lösten die Osmanen das Problem regelmäßig durch legalisierten Brudermord, die Moguln gelegentlich durch improvisierten. Besonders eindrucksvolle Metzeleien fanden bei den Safawiden statt, wo Shah Abbas I. der Große nicht nur Söhne und vorsorglich gleich auch noch Enkel, sondern auch potentiell beteiligte Frauen seines Harems reihenweise abschlachten ließ. Einiges spricht sogar dafür, dass das Prinzip Brudermord politisch tüchtigere Herrscher ans Ruder brachte als die dubiose väterliche Designation und der genetische Zufall der Erstgeburt.

Trotz Abgeschlossenheit im Harem übten die Frauen der Moguln und Rajputen,

der Safawiden und Osmanen indirekt einen beträchtlichen politischen Einfluss aus. Nicht nur in Europa kamen gelegentlich Frauen sogar auf den Thron, auch wenn die zwischen 1725 und 1796 nur dreimal kurz unterbrochene Reihe von vier russischen Kaiserinnen sicher den wichtigsten Fall darstellt. Allerdings handelt es sich dennoch weltweit immer um Ausnahmen von der Männerherrschaft als Regelphänomen. Denn es gibt zwar Herrscherinnen, aber keine Richterinnen, Gouverneurinnen, Soldatinnen – mit einer Ausnahme, dem gefürchteten Amazonenkorps des Königs von Dahomey. Hier stoßen wir außerdem ebenso wie im Kongokönigreich und in Benin auf das eigentümliche Amt der ›Mutter des Königs‹, einer Art Mitregentin, die eingesetzt wurde und keineswegs mit der physischen Mutter des Königs identisch war.²⁷ Dennoch heißt es auch hier: Die Routine von Macht und Herrschaft bleibt Männersache.

Allerdings genügt eine noch so tüchtige Dynastie allein noch nicht zur erfolgreichen Reichsbildung. Als mit Karl dem Kühnen 1477 eine 1363 begründete Reihe von vier überaus erfolgreichen Herzögen in männlicher Linie ausstarb, fiel deren burgundisches Reich, das eben noch vor der Erhebung zum Königtum gestanden hatte, auf der Stelle auseinander und wurde zur Beute seiner Nachbarn. Das österreichisch-ungarische Reich der Habsburger hingegen behauptete sich 1740 in derselben Situation, obwohl der preußische Anrainer in Schlesien bereits Beute gemacht hatte. In Indien führte der Niedergang der Moguldynastie zur Auflösung des Imperiums in selbstständige Regionalreiche. In China hingegen überlebte die Reichseinheit trotz Bürgerkriegen die Auflösung der Yuan- wie der Ming-Dynastie.

Das kann nicht am Fehlen von Institutionen gelegen haben, denn die burgundischen Herzöge wie die Moguln verfügten durchaus über effektive Zentralbehörden. Ausschlaggebend war vielmehr eine hinreichend breite Schicht gesellschaftlich maßgebender Leute, die im eigenen Interesse die Sache der Dynastie zu der ihrigen machten und auf diesem Wege dazu kamen, sich auf Dauer mit dem Reich als Ganzem zu identifizieren. In allen vormodernen Reichen gab es trotz aller Unterschiede im Einzelnen immer drei soziale Schichten, eine Oberschicht, die bei hinreichender sozialer Geschlossenheit als Adel bezeichnet werden kann, die Masse der freien Untertanen sowie die Unfreien; das konnten schollengebundene Hörige oder nach Belieben verkäufliche Sklaven sein oder beides. Erfolgreiche Reichsbildung lief darauf hinaus, dass in einer Art von spiralförmig ablaufendem Prozess einerseits die bereits vorhandene Oberschicht für die Sache der Monarchie gewonnen wurde, andererseits die Monarchie sich zusätzlich eine eigene Oberschicht ergebener Mitarbeiter schuf und zugleich die bereits vorhandene möglichst in diesem Sinn transformierte. Dabei war das Aufstiegs-, Status- und Profitinteresse der jeweiligen Familie eine Schlüsselvariable.

Auf der Grundlage ausgeprägten ethnokulturellen Identitätsbewusstseins wurde in China mittels des neubelebten kaiserlichen Prüfungssystems die Klasse

der gelehrten Administratoren wiederhergestellt, auf deren Symbiose mit den lokalen Notabeln, aus deren Reihen sie sich überwiegend rekrutierte, das Reich bis zum Schluss beruhen sollte. Einerseits wurde die Entstehung eines Erbadels verhindert und eine gewisse soziale Mobilität ermöglicht, andererseits aber dennoch ein hohes Maß an sozialer Kohärenz aufrechterhalten. In Indien richteten die Moguln den in Rangklassen mit Nummern von zehn bis fünftausend gegliederten Militäradel der *mansabdar* ein, die bezahlt oder mit Lehensgütern ausgestattet wurden, und dafür größere oder kleinere Reiterzahlen für das Heer zu stellen hatten. Daneben gab es bereits die ansässigen lokalen Notabeln der *zamin-daran*, die als Steuereinnahmer herangezogen wurden. Als das Reich die *mansab-daran* nicht mehr bezahlen konnte, entzogen sie ihm ihre Loyalität, während die vollständige Disziplinierung der Lokalgewaltigen sowieso nie gelungen war. Im europäischen Adel verschmolzen bereits vorhandene uradelige Familien mit solchen, die im Kriegs-, Justiz- und Hofdienst der Monarchen aufgestiegen waren. Eine europäische Besonderheit waren die gelehrten Juristen städtischer Herkunft, die sich zur eigentlichen Machtelite auf dem Weg zum modernen Staat entwickeln sollten. Auch wenn sie geadelt wurden, blieben sie eine Klasse für sich. Die Unterscheidung von Schwert-, Hof- und Amtsadel war in Frankreich besonders ausgeprägt. Aber auch in einer ganz anderen Umwelt ohne Juristen findet sich im afrikanischen Königreich Benin eine entsprechende Klassifizierung der Häuptlingsfamilien in Land-, Hof- und Stadt-, d. h. Verwaltungsadel.²⁸

In muslimischen Reichen und in China gab es im Zusammenhang mit der Polygynie der Herrscher zahlreiche Eunuchen, die vor allem in China zeitweise auch eine politische Rolle spielten. Bisweilen stellten sie bedeutende Amtsträger wie den Admiral der Westflotten des frühen 15. Jahrhunderts, Zheng He. Unter der späten Ming-Dynastie allerdings entwickelten sie sich zu einer geschlossenen Kaste, die mehr denn je mit den Literaten um die Macht am Hofe rivalisierte und daher von diesen Meinungsführern für den Niedergang mitverantwortlich gemacht werden konnte.

Eunuchen hatten keine Vorfahren und auch keine Nachkommen, das heißt, ihre Ämter und Einkünfte konnten nicht zum Schaden der Krone Familienbesitz werden. Insofern war ihr Einsatz politisch durchaus sinnvoll. Einen ähnlichen Effekt versuchte die römische Kirche seit dem Mittelalter durch die erzwungene Ehelosigkeit ihrer Priester (Zölibat) zu erreichen. Wir können die römische Kirche durchaus als das ›Reich‹ des Papstes betrachten, ein Reich, das wegen seines Vorsprungs bei der Reichsbildung, die sogar bereits frühe Züge von ›Staatlichkeit‹ aufwies, dem lateinischen Europa als Vorbild diente. Allerdings hatten ihre Diener durchaus Verwandte, oft genug adelige, und verstanden es daher, die Folgen des Pflichtzölibats durch eine Art von informellem Neffenerbrecht für Kirchengut (Nepotismus) zu umgehen.

Im lateinischen Europa entwickelte sich außerdem im Gegensatz zu allen ande-

ren politischen Kulturen, auch derjenigen des orthodoxen Christentums, infolge der Machtstellung der römischen Kirche ein ausgeprägter Dualismus von Religion und Politik. Natürlich ließ sich beides nicht reinlich trennen, Päpste und andere kirchliche Amtsträger erhoben politische Ansprüche, während weltliche Herrscher sich Sakralität oder religiöse Legitimation «von Gottes Gnaden» unabhängig von der Kirche zuschrieben. Entscheidend wurde aber, dass es längere Zeit unterschiedliche Machtkerne mit unterschiedlichen Interessen und Institutionen sowie unterschiedlichem Personal mit unterschiedlicher Identität gab. Die Folge war, dass sich Politik und Recht, Politiker und Juristen – zusätzlich begünstigt durch die wieder aufgegriffene römische Rechtstradition – langsam von religiösen Bindungen freimachten. Das Endergebnis sollte die konsequente Säkularität des modernen Staates sein, allerdings jenseits des Jahres 1750.

Überall sonst hingen Religion und Politik viel enger zusammen, vor allem personell. Dabei war ein Primat der Religion, wie er sich in der tibetischen Theokratie entwickelte, die Ausnahme. Buddhistische Klosterherrschaften wurden in Japan vom «Reichseiniger» Hideyoshi brutal vernichtet – er wusste warum. Normalerweise unterlag die Religion in der einen oder anderen Weise der Aneignung durch die Politik. Herrscher waren mit göttlicher Aura umgeben wie in Angkor, verfügten über besondere Beziehungen zur Welt der Götter und Geister wie in Afrika, wo auch profilierte muslimische Reichsgründer ihren Erfolg teilweise ihrem Ansehen als Zauberer verdankten, oder konnten sich wenigstens durch einen göttlichen Auftrag legitimieren wie der «Sohn des Himmels» in China und viele muslimische Sultane, die sich zu Vorkämpfern der Ausbreitung des wahren Glaubens stilisierten (*Ghazi*).

Die Autonomie religiöser und kultureller Eliten war deutlich begrenzter als im lateinischen Europa. Meistens kam es zu einer Art von Symbiose mit den politischen Gewalten. Das Recht blieb überall religiös und moralisch eingebunden, mit der möglichen Ausnahme Chinas, aber auch dort gab es keine Juristen als politische Klasse wie im Abendland. Die politische Klasse Chinas blieb eine literarische Bildungsschicht mit moralischem Anspruch. Der Islam kennt keine Kirche, wohl aber ein religiöses Recht mit universalem Anspruch (Scharia), dessen zahlreiche Experten (*ulama*) im gegenseitigen Interesse mit den politischen Gewalten zusammenarbeiten mussten. Anders als der Kalif war ein Sultan aber nicht religiös legitimiert; seine Gesetze blieben dem religiösen Recht automatisch nachgeordnet. Neben den Rechtsgelehrten gab es jedoch die Vertreter einer persönlichen Frömmigkeit, die Sufis, denen vor allem in Indien eine große Bedeutung für die Ausbreitung des Islam zugeschrieben wird. Sie konnten Einfluss auf Herrscher erlangen und auch als organisierte Orden (Derwische) eine beträchtliche politische Rolle spielen. Die Safawiden des Iran waren von Haus aus nichts anderes als die erblichen Häupter des Sufi-Ordens von Ardabil. Die indischen Brahmanen waren zwar ebenfalls Hüter einer rechtsförmigen religiösen Tradition (Dharma), damit

aber auch Ritualspezialisten, deren Dienstleistungen gerne in Anspruch genommen wurden. Allenfalls das traditionelle Recht der buddhistischen Mönchsgemeinschaften (Sangha) scheint einen Gegensatz zur politischen Welt mit Autonomieanspruch zu verkörpern, der dann, wie gesagt, in Theokratie münden konnte.

Die mittelalterlichen Herrscher Europas hatten vor dem Aufkommen der Juristen zeitweise Unfreie in ihren Kriegs- und Justizdienst genommen, die dann im Adel aufgingen (Ministerialen). Auf ähnliche, wenngleich drastischere Weise versuchten sich die Monarchen in vielen Ländern eine im Gegensatz zum jeweiligen Adelsaufgebot ausschließlich von ihnen abhängige berufsmäßige Verfügungstruppe zu schaffen: Sie rekrutierten sich eine Sklavengarde. Bereits vor unserer Zeit sind solche Truppen in Vorderasien anzutreffen, wo sie meistens aus Türken bestanden. In Ägypten übernahmen diese Mamluken 1250 die Macht und behielten sie in unterschiedlicher Zusammensetzung bis 1517. In Iran dienten die vor allem aus christlichen Georgiern rekrutierten *ghulām* dem Schah als Gegengewicht zu den Stammesreitertruppen der Qizilbasch. Auch die sudanischen Reiche von Songhai und Kanem-Bornu schufen eine derartige Sklaveninfanterie neben ihren Reiterarmeen.

Der bekannteste Fall sind die Janitscharen der Osmanen, eine im 15. Jahrhundert geschaffene Eliteeinheit aus Sklaven, die im 16. Jahrhundert den Höhepunkt ihrer Bedeutung erreichte. Im Osmanischen Reich bestanden Berufsmilitär und Verwaltung grundsätzlich aus Sklaven des Sultans, die ohne Angabe von Gründen jederzeit getötet werden konnten. Dennoch waren diese Stellen begehrt, denn sie boten Aufstiegsmöglichkeiten und waren im Unterschied zu den freien Untertanen von der Steuerpflicht befreit. Bei den Moguln und weiter östlich scheint es vergleichbare Einrichtungen nicht gegeben zu haben. Hingegen schuf sich Zar Iwan IV. der Schreckliche 1565 mit der Opritschnina eine solche Verfügungstruppe (wenn auch nicht aus Sklaven), mit der er die Kontrolle über sein Reich durch Terror zu verschärfen versuchte.

Dabei ging es auch um die Erpressung von Ressourcen, denn Ressourcen für den Krieg und der Krieg um Ressourcen sind der Inbegriff jeder Reichsbildung. Dafür kann Afrika südlich der Sahara als Lehrstück dienen, weil die Reichsbildungsprozesse hier gegenüber Eurasien verspätet einsetzten. Was in Eurasien schon in grauer Vorzeit geschah, lässt sich hier noch in der von uns betrachteten Epoche beobachten. Der Grund ist die ärmliche Ressourcenausstattung des Kontinents. Der durchschnittliche Bodenertrag blieb gering, Viehzucht war wegen der Tsetse-Fliege in einer ganzen Zone überhaupt nicht möglich. Seuchen und Hungersnöte forderten regelmäßig ihren Tribut. So wuchs die Bevölkerung hier besonders langsam, und die Erwirtschaftung größerer Überschüsse zum Unterhalt eines unproduktiven, ökonomisch gesehen parasitären Herrschaftsapparats war sehr viel schwieriger als einst im Niltal und in den fruchtbaren Ebenen an den großen Strömen Eurasiens. Bevölkerung und abschöpfbare Überschüsse sind aber die

wichtigsten Ressourcen zur Reichsbildung. Bezeichnenderweise dauerte die Reichsbildung in den dünn besiedelten Savannen südlich des Kongobeckens besonders lange, während die Erschließung zusätzlicher reicher Ressourcen im Waldgürtel Guineas durch Fernhandel dort besonders eindrucksvolle Reiche aufblühen ließ. Die Rede ist vom Gold von Asante und dem Sklavenhandel von Dahomey.

Über die Art und Weise der Abschöpfung sind wir im Einzelnen weniger genau informiert. Erstens ließen sich durch schnelle erfolgreiche Feldzüge die Ressourcen der Nachbarn aneignen. Kriegführung zum Beutemachen diente nicht nur der Selbsterhaltung und dem Wachstum des frühen Osmanischen Reiches. Die Beute konnte nicht zuletzt auch in Gefangenen bestehen, die als Sklaven verkauft oder auf Krongütern unmittelbar zur Erwirtschaftung zusätzlicher Ressourcen für den Herrscher eingesetzt wurden. Falls sie vornehmer Herkunft waren, ließen sich wie im spätmittelalterlichen Europa enorme Lösegelder erpressen. Freilich kam die Beute nur teilweise dem Herrscher eines Reiches zugute; dessen Herrschaft beruhte nämlich darauf, dass ein guter Anteil für seine Krieger abfiel.

Zweitens gab es regelmäßig zu leistende, manchmal mit militärischer Gewalt eingetriebene Tribute abhängiger Gemeinwesen, schließlich drittens die Abgaben der eigenen Untertanen von deren Produktion, Distribution und Konsumtion. Tribute und Abgaben wurden lange in Naturalien geleistet, häufig in Getreide, das dann für Notzeiten und Kriegszüge gespeichert werden konnte. Die Leistung der Abgaben in Geld war aber effektiver, unter anderem weil sie die Weiterverwertung erleichterte. Das Einströmen westlichen Silbers seit dem 16. Jahrhundert hat im Osmanischen Reich, in Indien und in China die Steuererhebung in Bargeld begünstigt.²⁹

Damit waren aber die Erhebungsprobleme noch nicht gelöst. Besteuert wurde, wer sich nicht entziehen konnte. Das waren immer und überall die Bauern mit ihrer Produktion sowie das offenkundige Eigentum an Land und dergleichen. Gewerbe und Handel, vor allem aber Barvermögen waren demgegenüber schwieriger zu erfassen. Am einfachsten war der Zugriff, wenn besteuerbare Werte unausweichlich einen notfalls künstlich hergestellten «Flaschenhals» passieren mussten. Daher die Beliebtheit von Zöllen. Verbrauchssteuern auf Lebensmittel des alltäglichen Bedarfs waren die verhasste Goldgrube vieler vormoderner Gemeinwesen Europas. Sie setzte eine hinreichend dichte Besiedlung mit Kontrollmöglichkeiten voraus. Nicht umsonst wurde sie in Preußen nur von den zu diesem Zweck weiter ummauerten Städten erhoben, während das platte Land einer Art Grundsteuer unterlag.

Zur Vereinfachung und Beschleunigung der Erhebung diente die Verpachtung von Steuern, die in manchen Ländern Europas und im Osmanischen Reich üblich wurde. Voraussetzung war das Vorhandensein einer Kapitalistenklasse. Insofern es dabei um Vorschusszahlungen an den Monarchen ging, handelte es sich um eine Vorform des «Staatskredits». Zwar gab es in großen Teilen des übrigen Eurasien

ebenso hochentwickelte Formen von Geld- und Kapitalverkehr wie in Europa. Es ist aber nicht bekannt, ob es auch dort auf dieser Grundlage zu regelmäßiger Kreditgewährung an Herrscher kam; angeblich stand dem die geringere Sicherheit des Privateigentums im Wege. Freilich war Kredit an einen Herrscher auch in Europa lange Zeit eine höchst unsichere Angelegenheit, vor allem weil Nachfolger nicht für die Schulden ihrer Vorgänger hafteten. Aber daraus entwickelte sich dennoch gegen Ende unseres Zeitraums eine öffentlich garantierte Schuld nicht mehr des Herrschers, sondern des gesamten Gemeinwesens von fast unbegrenzter Belastbarkeit. Auf diese nahezu unerschöpfliche Ressource sollte sich die überlegene Macht des kommenden modernen Staates gründen.

Zweck der Besteuerung war nicht so sehr die Finanzierung der Höfe und der weltweit üblichen Bauwut der Herrscher als diejenige der Kriege: kleiner Kriege zur allmählichen Erweiterung des Reichs; großer Kriege als frontale Auseinandersetzung mit ebenbürtigen Rivalen zwecks deren Beseitigung bzw. Unterwerfung; Bürgerkriege zur Stabilisierung des Herrschaftssystems, denn Stabilität sollte auch das Ziel von Nachfolgekämpfen sein. Reiche wurden durch Kriege geschaffen; friedliches Zusammenwachsen, etwa infolge von Heiratspolitik, wie man sie den Habsburgern nicht ganz zu Recht nachsagte, war eher die Ausnahme als die Regel. Im notorisch pluralistischen Europa konnte sich allerdings kein Gesamtreich mehr durchsetzen. Infolgedessen entwickelte sich bis zum 18. Jahrhundert eine stabile Instabilität mit einer Einhegung des Krieges als regelmäßiges Geschäft zwischen Monarchen. Daraus ergaben sich eigene Institutionen wie ständige diplomatische Vertreter, «internationale» Kongresse und die Vorstufen des modernen Völkerrechts. Ähnliche Verhältnisse lassen sich anderswo nicht nachweisen, allenfalls vielleicht vorübergehend im Indien des 15./16. Jahrhunderts, wo aber dann doch das Mogulreich die Oberhand gewann. Denn Oberherrschaft war der historische «Normalfall».

Feuerwaffen

Marshall G.S.Hodgson hat den 1974 erschienenen dritten Band seiner Geschichte der islamischen Welt additiv *The Gunpowder Empires and Modern Times* und den ersten Teil darin demgemäß *Second Flowering. The Empires of Gunpowder Times* genannt. Aber die Feuerwaffen kommen in seinem Text kaum vor. In Bezug auf das Osmanische Reich ist davon die Rede; ansonsten gibt es nur eine beiläufige Bemerkung zum Safawidenreich: «[...] it was able to establish a full-fledged bureaucracy based on gunpowder military forces.»³⁰ Damit sind die bereits erwähnten *ghulām* gemeint. Aus dieser unreflektierten, aber flott formulierten Einordnung in den keineswegs linearen weltgeschichtlichen Prozess der Ausbreitung der Feuerwaffen³¹ ist inzwischen eine

herrschende Lehre geworden. Danach hatten Osmanen, Safawiden und Moguln, als sie im 15./16. Jahrhundert ihre Herrschaft über den größeren Teil der islamischen Welt errichteten, diesen Erfolg den Feuerwaffen zu verdanken und werden deshalb als «Schießpulverimperien» bezeichnet. Ein gleichnamiger Science-Fiction-Roman aus dem Jahr 2003 hat den Begriff weiter popularisiert und perpetuiert.³²

Der Begriff ist aber historisch unzutreffend und der Sachverhalt erheblich komplizierter. Der Erfolg dieser drei Reiche beruhte zunächst auf Reiterheeren türkisch-mongolischer Tradition, mit oder ohne Panzer, aber immer gut beritten. Sie bestanden ursprünglich auf dem Aufgebot der Inhaber verschiedener Arten von Militärlehen (bei den Osmanen *timar*, bei den Safawiden *tiyul*, im Mogulreich *jagir*) mit ihrer Gefolgschaft. Übrigens verdankten auch die Reiche des Sudan ihre Existenz überlegenen Reiterarmeen, nachdem die Muslime dort Gebiss, Sattel und Steigbügel eingeführt hatten. Die Bewaffnung bestand aus Lanze und Schwert, in den eurasischen Reichen aber vor allem aus Pfeil und Bogen. Dabei handelte es sich um den zusammengesetzten Reflexbogen von hoher Durchschlagskraft. Ein Schütze konnte zu Pferd in kürzester Zeit zahlreiche Pfeile abschießen, brauchte dazu aber eine gründliche Ausbildung. Die aufkommenden Handfeuerwaffen, die schweren Arkebusen, dann die etwas leichteren und zielgenaueren Musketen konnte zwar jeder bedienen, aber ein Bogenschütze hatte mindestens 15 Pfeile abgeschossen, bis ein Musketier mit dem Laden fertig war. Außerdem richteten die Halb-Unzen-Kugeln (15 Gramm) der Arkebusen wenig Schaden an; erst die Zwei-Unzen-Kugeln (60 Gramm) der Musketen waren bedrohlich. Außerdem kamen Handfeuerwaffen lange Zeit nur für die Infanterie in Frage. Demgemäß wurden die im Gegensatz zum Lehensaufgebot sogenannten Haushaltstruppen, die wie gesagt bei den Osmanen und Safawiden aus Sklaven bestanden, mehr und mehr mit Feuerwaffen ausgerüstet, bei den Osmanen im 16. Jahrhundert in einem solchen Umfang, dass dieses Reich, aber nur dieses, hinfort als «gunpowder empire» bezeichnet werden kann.³³ Aber auch die Marokkaner siegten 1591 mit Musketieren über die Lanzenreiter und Bogenschützen des sudanesischen Reiches von Songhay, und in Indien wurden Söldner aus dem Osmanischen Reich als Experten für Feuerwaffen durchaus geschätzt.

Allerdings bezieht sich die Bezeichnung «gunpowder empire» auch auf die Artillerie, ein Gebiet, auf dem die Osmanen schon im 15. Jahrhundert mit den «Abendländern» gleichzogen, zunächst, was schwere Belagerungsgeschütze anging. Die Siege Selims I. über die Safawiden und die ägyptischen Mamluken werden aber auf den Einsatz nicht nur von Handfeuerwaffen, sondern auch von Feldartillerie zurückgeführt. In China und im «Abendland» wurden Kanonen ursprünglich aus Eisen geschmiedet, dann aus Bronze gegossen. Bronze war zwar teurer, das Gießen aber einfacher und billiger. Außerdem waren die Bronzekanonen zuverlässiger, denn die geschmiedeten eisernen neigten zum Explodieren. Doch seit es in der Mitte des 16. Jahrhunderts in England gelungen war, eiserne Kanonen zu

gießen, konnten Artillerie und Marine kostengünstig aufgerüstet werden, ab Mitte des 17. Jahrhunderts auch mit leichten Feldgeschützen, die wenig über 100 Kilogramm wogen, eine Entwicklung, bei der allenfalls die Osmanen mitgehalten haben. Eine um Feldgeschütze ergänzte hochdisziplinierte Infanterie aus Lanzenträgern und immer mehr Gewehrschützen, bis die Erfindung des Bajonetts im 17. Jahrhundert schließlich Lanze und Schießgewehr kombinierte und jeden Soldaten zu seinem eigenen Pikenier machte, wurde zum militärischen Erfolgsgeheimnis Europas. Auch Russlands Unterwerfung der Steppenvölker beruhte darauf.³⁴

China und Indien kannten wie Europa schon im 14. Jahrhundert Geschütze. Im 15. Jahrhundert schufen sich verschiedene indische Herrscher, darunter auch derjenige von Vijayanagara, mit Hilfe von Türken und «Franken» beachtliche Geschützparcs für Belagerungen und Schlachten. Babur setzte bereits im Jahr 1526 Feldartillerie ein und auch seine Nachfolger pflegten in Schlachten im Zentrum Infanterie und Artillerie aufzustellen. Den Ausschlag gaben allerdings nach wie vor die Reiterangriffe. Demgemäß spielte die Versorgung mit Pferden aus Innerasien eine ungleich wichtigere Rolle. Die Belagerungsartillerie der Moguln wurde angeblich selten benötigt; an bestimmte Bergfestungen konnte sie überhaupt nicht herangeführt werden. Trotz laufender Verbesserungen konnten die Moguln aber mangels Technologie bei der massenweisen Produktion gusseiserner Feldgeschütze durch die Europäer nicht mehr mithalten.³⁵

China hatte seine frühere technologische Führungsrolle längst verloren. Im 16. Jahrhundert kehrte sich die waffentechnische Einflussrichtung um. Möglicherweise wurden dort Musketen jetzt nicht nur von den Portugiesen, sondern auch von den Türken übernommen. Im 17. Jahrhundert mussten dann die Hofjesuiten dazu herangezogen werden, Hunderte von «modernen» Geschützen europäischer Art zu gießen.³⁶

In Japan spielte sich ungefähr im Zuge der Einigung des Landes im 16./17. Jahrhundert eine bemerkenswerte und für das Problem «Schießpulverimperien» lehrreiche Entwicklung ab. Die kämpfenden Fürsten Japans hatten das militärische Potential der portugiesischen Gewehre und Kanonen umgehend erkannt und waren dank ihrer hochentwickelten Metallurgie und Technologie sofort zu verbesserten Nachbauten fähig. Unter anderem erfanden sie eine Vorrichtung, mit der sich Luntenschlossgewehre auch bei Regen benutzen ließen. 1575 erfocht der erste der Reichseiniger, Oda Nobunaga, dank seiner Arkebusiertruppe einen entscheidenden Sieg. 1593 schickte der zweite, Toyotomi Hideyoshi, eine Armee zur Eroberung Koreas, die zu einem guten Viertel aus Gewehrschützen bestand. Die Koreaner hatten dem nur veraltete chinesische Kanonen entgegensetzen. Auf massive chinesische Gegenschläge reagierten die japanischen Kommandeure bezeichnenderweise mit der Forderung nach mehr Feuerwaffen. Aber Hideyoshi hatte schon begonnen, die Verbreitung der Feuerwaffen zu kontrollieren. Der

dritte und endgültige Reichseiniger, Tokugawa Ieyasu, und sein Nachfolger machten die Schusswaffenproduktion zwischen 1607 und 1625 zum Monopol des Shōgunats, das es benutzte, um sie allmählich abzuschaffen. Zum letzten Mal wurde beim Christenaufstand von Shimabara 1637 mit Feuerwaffen gekämpft. Dann waren wieder Samuraischwerter angesagt, im Grunde bis ins 19. Jahrhundert.

Wegen seiner damals aufgenommenen Isolationspolitik konnte sich das Tokugawa-Shōgunat den Verzicht auf solche von vorneherein wegen ihrer ausländischen Herkunft verdächtige Technologie leisten. Der Grund zum Verzicht war aber ein soziokultureller. Die Elite des Landes bestand aus Kriegern, den Samurai, die eine ritualisierte Kriegführung und einen regelrechten Kult des Schwertes pflegten. Die Vorstellung, dass jeder obskure Schütze sie ohne jeden ritterlich-rituellen Aufwand schlicht erledigen konnte, war ihnen ein Gräuel. Ihre zahlenmäßige Stärke erlaubte ihnen unter der neuen Außenpolitik «den Weg zurück zum Schwert».³⁷ Andere wie die Mamluken oder die frühen Safawiden, die diese aristokratische Verachtung für die vulgären Feuerwaffen an sich durchaus teilten, hatten diese Möglichkeit nicht.³⁸ Schließlich pflegten auch Westeuropas Aristokraten noch im 16. Jahrhundert dieselbe Abneigung, die sogar bei Shakespeare ihren Niederschlag gefunden hat.³⁹ Noch im 18. Jahrhundert wurde die gedrillte europäische Infanterie von den Herren Indiens nicht ernst genommen, denn sie widersprach dem «independent mind-set of the Mughal horse-trooper»⁴⁰ – welch folgenreicher Irrtum!

3. MEERE UND WELTMEERE

Schiffe

«Zur See dagegen konnten weder die Chinesen noch irgendein anderes Volk den europäischen Schiffen die Stirn bie-

ten. [...] Chinesen, Türken und Inder erkannten die großen Möglichkeiten der Bordkanonen und die sich daraus zwingend ergebende neue Taktik der Seekriegführung erst, als es schon zu spät war.»⁴¹ Die koreanischen «Schildkrötenboote», die ersten Panzerschiffe der Geschichte, mit denen die Koreaner 1592/93 erfolgreich die japanische Invasionsflotte bekämpften, dürften die einzige Ausnahme gewesen sein. Ihre Panzerung bestand allerdings aus Holzplatten, nicht aus Eisen.

Das will aber nicht besagen, dass die übrige Schifffahrt der europäischen in jeder Hinsicht unterlegen gewesen sei. Vielmehr waren auf allen Meeren den jeweiligen Verhältnissen angemessene hochentwickelte Schiffstypen anzutreffen, die im Bedarfsfall durchaus von den Europäern übernommen wurden. So bediente sich z. B. die Niederländische Ostindien-Kompanie eines Kora-kora genannten Handelsschiffstyps von den Molukken für ihre Strafexpeditionen gegen konkurrierende Nelkenbauern. Es handelte sich um ein relativ flaches Fahrzeug, das wie eine europäische Galeere mit Vierecksegel und Rudern angetrieben werden konnte.⁴²

Berühmt sind die riesigen chinesischen Dschunken des 13. bis 15. Jahrhunderts, von denen schon Ibn Battuta und Marco Polo berichten. Zheng He verfügte bei seinen Westexpeditionen über 62 große Schiffe, die angeblich bis zu 150 Meter lang und 60 Meter breit gewesen sein sollen. Vorgegebene Grenzen der Holztechnologie im Schiffbau machen allerdings eine maximale Länge von 60 Metern wahrscheinlicher.⁴³ Mit ihrem flachen Boden teilten sie das Wasser nicht, sondern glitten eher darüber hinweg. Sie waren mit überlappend genagelten Planken gebaut und besaßen im Gegensatz zu den europäischen Schiffen bereits wasserdichte Schotten, die sie nur schwer versenkbar machten. Fünf

Masten trugen rechteckige Segel aus geflochtenem Bambus, die in Segmente unterteilt und an jeder Querstrebe mit einem Laufring am Mast befestigt waren. So konnten sie statt gerefft leicht wie ein Vorhang aufgezogen oder herabgelassen werden, der Druck verteilte sich auf die ganze Länge des Mastes, und die Segmentierung verhinderte das Flattern des Segels. Bewegliche Heck- und Bugsteuer machten die Dschunken wendig. Seit dem 13. Jahrhundert ist Navigation mit dem Kompass nachgewiesen. Neben den Vierecksegeln gab es in China durchaus auch Luggersegel; allerdings werden über mögliche Kombinationen keine Angaben gemacht. Aber seit dem späten 16. Jahrhundert war die große Zeit dieser Schiffe ohnehin vorüber; wie die europäischen mit Kanonen ausgerüstet waren sie nie.⁴⁴

Das gilt auch für die Schiffe der Moslemkaufleute des Indischen Ozeans, die weitgehend ohne Verwendung von Metall gebaut waren. Mit ihren Lateinsegeln waren sie perfekt für den gleichmäßigen Seitenwind der Monsune konstruiert, sonst aber weniger wendig. Die Europäer hingegen hatten dank der Anforderungen verschiedener Windsysteme eine Kombination aus viereckigen Rahsegeln an den ersten beiden Masten und einem Latein-, später dann Gaffelsegel am hinteren Mast entwickelt, die Segeln in alle Richtungen ermöglichte, notfalls durch Kreuzen gegen den Wind. Zu dieser besonderen Beweglichkeit kam die Ausrüstung mit Schiffsartillerie, vor allem seit Erfindung der Stückpforte kurz nach 1500. Denn die Platzierung von zu vielen schweren Geschützen auf dem Deck oder gar auf dem Vorder- und Hinterkastell drohte ein Schiff kopflastig zu machen. Jetzt hingegen konnten die Kanonen möglichst niedrig über der Wasserlinie an den Seiten des Schiffes eingebaut werden und zwar bis zu Hunderten (Breitseite). Gut geführten europäischen Schiffen dieser Art vom Typ der Galeone, später der niedrigeren Fregatte war zur See weltweit niemand mehr gewachsen.⁴⁵ Demgemäß befuhren die Europäer seit dem 17./18. Jahrhundert alle Meere der Welt. Zur Erschließung der Kontinente, wo ihre Übermacht noch lange alles andere als eindeutig war, brauchten sie allerdings entsprechend länger.

Vom Weltmeer zu den Weltmeeren

Das Mittelmeer heißt «Mittel-See», weil es zwischen drei Kontinenten und damit gemäß dem Weltbild der Antike und des frühen Mittelalters in der Mitte

der Welt lag. Ringförmig umschlossen wurde diese Menschenwelt der drei Kontinente seit eh und je vom *okeanos*, dem unbekanntem Weltmeer, das den Rest der Oberfläche des Globus bedeckte. Obwohl inzwischen weitere Kontinente entdeckt wurden, bleibt es dabei, dass diese nur 29 Prozent der Erdoberfläche ausmachen und eigentlich wie Inseln in den 71 Prozent Oberfläche des Weltmeers

liegen. Allerdings ist diese Wasserfläche inzwischen fast ebenso gut bekannt wie die Landoberfläche, so dass wir heute selbstverständlich bereits rein topographisch drei ‚Weltmeere‘ oder ‚Ozeane‘ unterscheiden, den Atlantischen, den Indischen und den Pazifischen Ozean. Diese geographischen Einheitsbegriffe sind aber relativ jungen Ursprungs. Solange man nur mit Teilen dieser Riesenmeere vertraut war, wurden eben auch bloße Teilbezeichnungen benutzt. So geht beispielsweise der seit dem 18. Jahrhundert romantisch aufgeladene Begriff ‚Südsee‘ ganz banal auf die Bezeichnung des unbekanntes Meeres südlich der Landenge von Panama zurück, das Vasco Núñez de Balboa 1513 vorgefunden hatte.

Lange vor dem «Spatial Turn» in den Sozial- und Geisteswissenschaften hatte bereits 1949 Fernand Braudel das Mittelmeer als Geschichtsraum behandelt und dabei in epochemachender Weise dauerhafte geohistorische Strukturen und lange zeitliche Wellen sozioökonomischer Konjunkturen herausgearbeitet.⁴⁶ Sein Vorgehen hat so anregend gewirkt, dass inzwischen so ziemlich jedes größere Meer seine Historiker gefunden haben dürfte. Mehrere Bände einer neuen Serie *Seas in History* sind erschienen.⁴⁷ Inzwischen durchschauen wir auch den Grund für den Erfolg der maritimen Perspektive. Wenn wir nämlich dank des «Spatial Turn» gelernt haben, den Raum als Kommunikationsmedium zu betrachten, dann bieten sich Meere für diese Sichtweise ganz besonders an. Denn mangels stabiler menschlicher Bewohner und wegen entsprechender Herrschaftsferne geht ihnen jener Überschuss an qualitativem ‚Eigensinn‘ ab, mit dem sich Orte und Länder gegen die Reduktion auf Kommunikation sträuben können. In diesem Sinn geht es bereits im dritten Kapitel des vorliegenden Bandes nicht nur um den indischen Subkontinent, sondern auch um «die Welt des Indischen Ozeans», um Ostafrika, um das Rote Meer und den Persischen Golf mit ihren Anrainerländern sowie im Osten zumindest um den Golf von Bengalen.⁴⁸ Das Schlusskapitel handelt dann von der ‚Atlantischen Welt‘ als dem geprägten und prägenden Kommunikationsraum der Bewohner dreier Kontinente.⁴⁹ Allerdings wird in beiden Fällen die Braudel’sche sozioökonomische Perspektive um die kulturgeschichtliche erweitert und die von ihm gering geschätzte Handlungskompetenz der Menschen wieder ernst genommen.

Eine ‚Pazifische Welt‘ im selben Sinn gibt es vielleicht in der Gegenwart, zwischen 1350 und 1750 hingegen mit Sicherheit nicht.⁵⁰ Eine Kommunikation zwischen den Anrainern dieses größten Ozeans fand nicht statt oder blieb marginal wie die Manila-Galeone trotz ihres Silberstroms. Die riesige maritime Welt Polynesiens blieb ungeachtet ihrer dynamischen Seefahrer ein selbstgenügsamer Ausschnitt dieses Weltmeers. Wir haben sie zusammen mit Australien dem vierten Kapitel – über Südostasien – zugeschlagen.

Demgegenüber dürfte die vielfältige maritime Kommunikation und Interaktion in Südostasien im engeren Sinn und im maritimen Ostasien zumindest zeitweise diejenige über den Atlantik und den Indischen Ozean hinweg an Intensität über-

troffen haben. Daraus ergibt sich die unorthodoxe Frage, ob nicht aus historischer Sicht die Meere Südostasiens und Ostasiens vom Golf von Siam und der Java-See bis zum Gelben Meer und dem Japanischen Meer als ein großer Kommunikationsraum faktisch ein viertes Weltmeer darstellen und in diesem Band auch so betrachtet werden sollen.

4. KOMMUNIKATION UND INTERAKTION

Grenzen

Die Verwandlung des Atlantiks von einer Grenzzone zwischen drei Kontinenten mit so gut wie total trennender Wirkung

in einen dynamisch expandierenden Kommunikationsraum ist wohl der bemerkenswerteste Fall jener Zunahme weltweiter Kommunikation und Interaktion, die mit der Rede von ›Weltreichen‹, vor allem aber von ›Weltmeeren‹ gemeint ist. Aus der Perspektive der globalisierten Gegenwart handelt es sich sogar um den wichtigsten weltgeschichtlichen Prozess, der zwischen 1350 und 1750 stattfand. Dabei geht es aber nicht um einmalige Ereignisse, sondern um Akkumulation solcher Ereignisse zu einem Prozess der Grenzüberschreitungen, den Walter Benjamin «Passage» genannt hat.⁵¹

Denn statt der einmaligen Überschreitung von Grenzlinien ging es um die längerfristige Veränderung von Grenzzonen. Zwar kannte die Vormoderne im Gegensatz zu früheren Vorstellungen durchaus lineare Grenzen, diese gingen aber oft genug in Grenzzonen auf.⁵² Ursache ist die bereits erwähnte lose Struktur des Reiches als der damals dominierenden politischen Großorganisation im Gegensatz zum modernen Staat. Idealtypisch zugespitzt herrschen Reiche über Personen, Staaten über Territorien. Historisch ist beides natürlich nicht reinlich zu trennen, aber es bleibt dabei, dass erst moderne Staaten mit linearen Territorialgrenzen stehen und fallen. Reiche hingegen weisen ein Integrationsgefälle vom Zentrum zur ›Peripherie‹ auf – ein Begriff, der dem Wesen von Staaten grundsätzlich widerspricht. Reiche kennen demgegenüber abgestufte Zugehörigkeiten und Beziehungen mit unscharfen Grenzen, die zudem rasch wechseln können. Deswegen wurde die unzulängliche Trennschärfe politischer Grenzen bisweilen durch religiöse Grenzen kompensiert, etwa in Europa nach der Reformation. Zusätzlich weisen Reiche bisweilen innere Peripherien auf, die zum Beispiel in manchen deutschen Ländern und im Mogulreich erst im 18. Jahrhundert erschlossen bzw. der zentralen Kontrolle unterworfen wurden. Staaten bleibt nichts anderes übrig,

als den nächsten Staat jenseits der Grenzlinie wenigstens formal als ebenbürtig anzuerkennen, Reiche hingegen kennen häufig überhaupt keine gleichberechtigten Nachbarn.

Aus diesem Gegensatz haben sich zwei unterschiedliche Forschungsrichtungen ergeben. Die seit 1976 bestehende interdisziplinäre Association for Borderlands Studies mit der Zeitschrift *Journal of Borderlands Studies* ging von den bekannten Problemen der Grenze zwischen Mexiko und den USA aus, befasst sich inzwischen aber weltweit mit aktuellen Problemen von Grenzen und Grenzgebieten, so auch mit den Grenzen Israels.⁵³ Ebenfalls aus Amerika stammt das im Gegensatz dazu historische Forschungskonzept der *frontier*, das auf den Essay *The Significance of the Frontier in American History* zurückgeht, mit dem Frederick Jackson Turner 1893 den außergewöhnlichen Charakter der USA und ihrer Demokratie auf die Erfahrung der Erschließung des Westens und der Kämpfe mit den ›Indianern‹ zurückführen wollte.⁵⁴ In diesem Sinne hat die These heute zwar nur noch politische Bedeutung, sie hat aber den Anstoß zu weltweiten vergleichenden historischen Studien über solche Grenzräume, ihre Bedeutung und Erschließung gegeben.⁵⁵

An den Rändern des kolonialen Amerika hat man in diesem Sinne verschiedene Typen von *frontier* identifiziert, die in der Regel jenseits des Bereichs geschlossener Siedlungen von Ackerbauern liegen: die Vieh-*frontier* im Westen Nordamerikas, im Norden Mexikos, in den Llanos Venezuelas, im brasilianischen Sertão und im Süden Argentiniens, die allerdings ihre größte Bedeutung erst im 19. Jahrhundert erreichen sollte,⁵⁶ die tendenziell friedliche Missions-*frontier* im Norden Mexikos, in Paraguay und vor dem Ostabfall der südamerikanischen Kordillere sowie im Innern Brasiliens, im Gegensatz dazu die tendenziell feindliche ›Indianer‹-*frontier* in Kanada, westlich des britischen Nordamerika und im Süden Chiles, dazu punktuell die Bergbau-*frontier* und die Maroon-*frontier* der entlaufenen Sklaven im Innern Iberoamerikas.⁵⁷ An den Rändern der Kapkolonie entstanden schon früh vergleichbare Phänomene.⁵⁸ Vor allem treffen wir auch in den Reichen Eurasiens darauf, an der Grenze von Ackerland und Bergwald im festländischen Südostasien, im Norden, Nordwesten und Südosten Chinas⁵⁹ sowie im Süden und Osten Russlands.⁶⁰ In Europa machten England in Irland und Kastilien bei seiner Südexpansion eine ›Lehrzeit‹ in *frontier*-Politik durch, die dann in der Neuen Welt geradlinig fortgesetzt wurde.⁶¹

Aus der Perspektive des modernen Staates lassen sich solche Grenzgebiete als Zonen unterentwickelter ›Staatlichkeit‹ begreifen, die allmählich in ein Reich, später dann in einen Staat integriert werden sollten. Im Hinblick auf die Vorbevölkerung handelte es sich um koloniale Herrschaftsverhältnisse, die von einer Entwicklungsdifferenz zwischen Kolonialherren und Kolonisierten profitierten, und sei es nur in der Bewaffnung. Demgemäß galten die ›Eingeborenen‹ grundsätzlich als minderwertige Barbaren. Oder man ging von der nützlichen Konstruktion einer «Terra Nullius» aus, der Besitzergreifung eines angeblich leeren

Landes. Allerdings eröffneten unklare oder konkurrierende Herrschaftsverhältnisse den ›Eingeborenen‹ bisweilen die Option eines Wechsels der Herren bzw. der Bündnispartner, so den nordamerikanischen Indianern zwischen England und Frankreich⁶² sowie manchen Mongolengruppen zwischen China und Russland.

Die fehlende Kontrolle lockte aber auch einen bestimmten Typ Einwanderer an, entflohene Sklaven und Leibeigene, dubiose Geschäftemacher, etwa Schnaps Händler in Kanada und in Sibirien, flüchtige Kriminelle und überhaupt Glücksritter aller Art. Entsprechend gewalttätig und unsicher war das Leben. Häufig entstand dabei eine besondere Grenzerbevölkerung, deren Aktivitäten dann zu einem weiteren Vorschieben der Grenze führten. Die Waldläufer, später die Cowboys Nordamerikas sowie die Gauchos und Llaneros Südamerikas wären zu nennen, vor allem aber die Kosaken Russlands, die sich geradewegs zu einer Ethnie entwickelten. Als Gegengewicht konnte der Einsatz von Missionaren dienen, die sich vor allem in Hispanoamerika Verdienste um die Befriedung und Entwicklung von Grenzgebieten erwarben.

Kontaktzonen

An Außengrenzen kann man nach den jeweiligen Machtverhältnissen die einseitige, ungleichgewichtige *frontier* am

Rande von endlosem ›Barbarenland‹ von der gegenseitigen und gleichgewichtigen unterscheiden, die zugleich Kontaktzone zu einem Nachbarreich war oder in eine solche übergang. Das war innerhalb unserer fünf Großregionen insbesondere zwischen China einerseits, Russland andererseits und den zentralasiatischen Reichen der Fall, bis die beiden Imperien dann unmittelbar miteinander in Kontakt traten. Aber auch die Region der Großen Seen Nordamerikas wird deshalb heute statt *frontier* zutreffender als *Middle Ground* bezeichnet, wo im 17./18. Jahrhundert die ansässigen oder als Flüchtlinge eingewanderte Indianergruppen den Kontakten nicht nur mit Franzosen und Briten, sondern auch mit den Irokesen und Sioux ausgesetzt waren.⁶³

Die Welt war weithin bereits so dicht besiedelt und politisch organisiert, dass ›Kontaktzonen‹ häufiger vorkamen als *frontiers* im engeren Sinn. Ein weltgeschichtlich besonders folgenreicher Fall war die Grenzzone zwischen Russland und ›Lateineuropa‹, zusätzlich verknüpft mit der Geschichte der Ostsee und dem Vordringen Schwedens nach Finnland, ins Baltikum und schließlich nach Russland hinein. Vor allem aber stand im 15. Jahrhundert Litauen, im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert die Doppelmonarchie Polen-Litauen kurz davor, die Kontrolle über den russischen Raum und damit die Orthodoxen für die römische Kirche zu gewinnen. Erst Mitte des 17. Jahrhunderts setzte die Gegenbewegung ein, die schließlich dazu führte, dass Polen von der Landkarte verschwand und

Russland an der mitteleuropäischen Grenze des ›lateinischen Europa‹ stand. Freilich nicht mehr dasselbe Russland, denn gegenläufig zur politischen Westbewegung fand eine kulturelle Ostbewegung statt, die Russland ungeachtet seiner abgrenzungsbedürftigen Orthodoxie zu einem Teil Europas machte.

Umstritten ist die Definition der Ränder des Osmanischen Reiches als eindeutige religiöse Grenze. Denn ungeachtet der realhistorischen Bedeutung der wissenschaftlich umstrittenen osmanischen Selbststilisierung als Glaubenskämpfer (*ghazi*) gab es mehrdeutige Kontaktzonen mit spektakulären Schlachten, aber auch mit ausgesprochenen *frontier*-Phänomenen in Südrussland und Südosteuropa.⁶⁴ Vor allem war das Mittelmeer als paradigmatische maritime Kontaktzone schlechthin seit langem Schauplatz und Medium des friedlichen wie kriegerischen Austauschs zwischen Islam und Christenheit, das heißt jetzt zwischen dem Osmanischen Reich und seinen Piratenvasallen in Nordafrika einerseits, dem ›Abendland‹ und den Piratenvasallen des spanischen Königs, dem betont katholischen Johanniterorden auf Malta, andererseits.⁶⁵ Darüber hinaus spielten sich seit dem späten 16. Jahrhundert im Mittelmeer zusätzliche Kontakte von Nordwesteuropäern mit beiden Parteien ein.

Sogar das ›Sandmeer‹ der Sahara war eher eine Art von Kontaktzone als eine unüberwindliche Grenze, wie man vermuten könnte, allerdings in erster Linie innerhalb der islamischen Welt. Neben Handel gab es auch kriegerische Kontakte zwischen Muslimen wie 1591 die Niederlage Songhays gegen eine marokkanische Armee, die eine verlustreiche Saharadurchquerung hinter sich hatte und vorübergehend eine Herrschaft Marokkos über Timbuktu errichtete. Europäische Nichtmuslime waren aber nur selten involviert, afrikanische lediglich als Sklaven.

Während das Zusammenleben der Muslime mit den ›heidnischen‹ Afrikanern an der ostafrikanischen Küste, das die Swahili-Kultur hervorbrachte, ebenfalls als Kontaktzone angesprochen werden kann, lassen sich die Kontakte von Muslimen zu Anderen in Süd- und Südostasien nicht klar zonal ordnen. Hier handelte es sich entweder um geschlossene muslimische Herrschaften in Gemengelage mit Anderen wie auf diversen Inseln Südostasiens oder aber um das Zusammenleben mit Andersgläubigen im selben Gemeinwesen wie in Vorderindien. Allerdings blieb dabei begrenzte räumliche Kohärenz ebenso selbstverständlich wie die soziale. Doch obwohl die Religion hier für die Abgrenzung ausschlaggebend war und der Islam in der Theorie mindestens so intolerant ist wie das Christentum, spielte sich allerorten als Regelfall in der Praxis zwar nicht theoretische Toleranz, wohl aber ein friedliches Zusammenleben ein.

Bereits der Begriff ›Kontaktzone‹ soll zum Ausdruck bringen, dass es sich zunächst ausschließlich um Beziehungen zwischen unmittelbar benachbarten Reichen, Religionen und Kulturen handelte. Das gilt auch für die Wirtschaft, für den Güteraustausch durch Handel, denn seit alters wurden die Güter keineswegs von ein und demselben Kaufmann vom einen Ende Eurasiens ans andere geschafft,

sondern wanderten etappenweise von Hand zu Hand. Das gilt auch für den Seeweg,⁶⁶ obwohl dort bei günstigen Voraussetzungen längere Abschnitte möglich waren, für Gewürze etwa von der indischen Westküste bis nach Ägypten. Das änderte sich in revolutionärer Weise mit den überseeischen Aktivitäten der Westeuropäer seit dem 14./15. Jahrhundert, die sich auf ganz neue Weise auch der Ozeane als Kommunikationsräume zu bedienen wussten und sich erstmals fern von ihrer Heimat ganz neue Kontaktzonen schufen.

Italiener, Portugiesen und Spanier erschlossen sich die atlantischen Inseln und die afrikanischen Küsten und fanden auf dieser Grundlage den Seeweg zu einer ihnen bisher vollkommen unbekanntem Welt im Westen sowie zu den sagenumwobenen Reichen des Ostens. Ihr politischer und technologischer Entwicklungsstand reichte aus, um sich die hochkultivierten, aber technisch unterlegenen Völker im Westen zu unterwerfen, den Atlantik zu ihrer bei aller Differenzierung exklusiven internen Kontaktzone zu machen und sich die Ressourcen der Neuen Welt anzueignen. In Asien hingegen war es nur ihre Überlegenheit zur See, die ihnen auf Dauer Zugang zum Indischen Ozean und den Meeren Südost- und Ostasiens als neuen Kontaktzonen ermöglichte. Obwohl die Portugiesen und Spanier dabei von den deutlich stärkeren Niederländern, Franzosen und Engländern zurückgedrängt oder abgelöst wurden, bestimmten bis weit ins 18. Jahrhundert weit eher die Asiaten über die Art der Kontakte. Aber die Europäer konnten sich einen Anteil an Asiens Produkten zum Direktexport über See sichern und damit dank der Edelmetallressourcen Amerikas erstmals ein globales Handels- und Zahlungssystem errichten.⁶⁷ Insofern erhielt die Rede von ‚Weltreichen‘ und ‚Weltmeeren‘ bis 1750 eine ganz neue und, wie sich zeigen sollte, höchst folgenreiche Bedeutung! Die «time-space compression» des globalen Zeitalters⁶⁸ kündigte sich im Raum an; in der Zeit dauerten die Seereisen nämlich immer noch Monate oder sogar Jahre.

Kontaktgruppen

Was Kontakte von Europäern mit Afrikanern, Amerikanern und Asiaten angeht, so fanden diese fast ausschließlich in deren Ländern und nur im Falle von Einzelpersonen indianischer, chinesischer oder afrikanischer Herkunft auch in Europa statt. In der Regel waren es die Europäer, die den Kontakt suchten, während ihre Gegenüber ihn oft genug passiv über sich ergehen lassen mussten – oder ihn verweigern konnten. Freilich unterschieden sich die Kontaktgruppen der frühen europäischen Expansion im Westen und Osten nach Zahl und Beschaffenheit erheblich voneinander.

Während alle ‚Amerikaner‘ nacheinander irgendwann vom Kontakt mit den Weißen betroffen waren, hatte von europäischer Seite nur eine Minderheit von

vorübergehenden oder ständigen Einwanderern mit ihnen zu tun. Die Zahl dieser freiwilligen Migranten mochte sich zwar auf Hunderttausende summieren. Sie machten aber nur bis 1580 die Mehrheit (nämlich 69 Prozent) der Einwanderer aus, im Zeitraum von 1580 bis 1640 waren bereits 67 Prozent afrikanische Sklaven, zwischen 1640 und 1700 kamen zu 65 Prozent Sklaven noch 18 Prozent *indentured servants* hinzu, ›Weiße‹, die ihre Überfahrt mit einer Art ›Sklaverei auf Zeit‹ finanzierten. Anschließend stieg der Sklavenanteil wieder an, bis auf 85 Prozent (1760 bis 1820); erst danach (1820–1880) belief sich der Anteil freier Einwanderer auf 82 Prozent.⁶⁹ Einen kleinen, aber bemerkenswerten Anteil machten die Sträflinge aus, die England in seine Kolonien deportierte, während die anderen Kolonialmächte wenigstens theoretisch bestrebt waren, möglichst untadelige Einwanderer zu rekrutieren. Neben Administratoren und Militär waren diese Siedler bei Engländern und Franzosen Bauern, bei Spaniern und Portugiesen eher in Städten lebende Nutznießer einer Landwirtschaft, die von Indianern oder Sklaven betrieben wurde.

Da es sich in Afrika und Asien in der Regel nur um Stützpunkte der Europäer, höchstens ausnahmsweise um die Kontrolle eines kleineren Territoriums handelte, lagen die Zahlen hier viel niedriger. Aber auch hier ist mit einem beträchtlichen Sklavenanteil zu rechnen; denn der Sklavenhandel blühte, sei es wegen Eigenbedarf, sei es zum Weiterverkauf. Die ›Weißen‹ waren Kaufleute und Administratoren, eine Gruppe, deren Mitglieder nur auf Zeit in Asien oder Afrika bleiben wollten. Hinzu kamen Unterschichtenangehörige in deren Dienst, vor allem Soldaten, während Siedler auf Dauer – anders als in Amerika – nicht allzu zahlreich waren. Oft handelte es sich bei ihnen um Ehemänner einheimischer Frauen oder in der zweiten Generation um Nachkommen solcher ›Mischehen‹. Die Soldaten der Niederländer stammten zu einem beträchtlichen Anteil aus Deutschland. Neben den einheimischen Bewohnern der europäischen Stützpunkte bestanden die afrikanischen und asiatischen Kontaktgruppen aus einzelnen Geschäftspartnern und Machthabern. Hie und da waren die Europäer regional über ihre Stützpunkte hinaus als Arbeitgeber durch Nachfrage wichtig, in Indien für das Textilgewerbe, in China für Tee und Porzellan. Die Direktkontakte dürften dabei aber sehr begrenzt gewesen sein.

Überall gab es katholische bzw. evangelische Kirchengemeinden mit den entsprechenden Amtsträgern, in Lateinamerika sogar eine umfangreiche, mit der Oberschicht vernetzte katholische Hierarchie. Missionare zur Bekehrung der Einheimischen hingegen waren bei den Protestanten eine Rarität, während sie bei den iberischen Mächten in beträchtlicher Anzahl von den Kronen entsandt und teilweise auch finanziert wurden. Im Gegensatz zum ordentlichen Klerus handelte es sich durchweg um Ordensleute: Franziskaner, Dominikaner, Augustiner und Jesuiten. Wo ihre Tätigkeit sich in von den Kolonialmächten kontrollierten Räumen abspielte, waren sie recht erfolgreich: in Lateinamerika, auf den Philippinen, auf Sri Lanka und in der Umgebung portugiesischer Niederlassungen. Wo

sie in einheimische Reiche vordrangen, blieb die Zahl der Bekehrten aber entweder sehr begrenzt wie im größeren Teil Indiens und in China, oder die aufblühende Kirche erlag bald einer Verfolgung wie in Japan.

Denn Bekehrung bedeutete Absage an die eigene Kultur und Übergang zur europäischen. Derartiger Kulturwandel erschien sinnvoll, wo die *soft power* des Evangeliums mit der *hard power* der Kolonialherrschaft Hand in Hand ging. Er war aber überaus problematisch, wo die *hard power* einer Gesellschaft bei Einheimischen lag, die oft genug nichts vom Christentum hielten. In diesem Zusammenhang müssen die Versuche der Jesuiten erwähnt werden, in Japan, China und Indien die kulturelle Distanz durch Zugeständnisse an einheimische Sitten und Vorstellungen zu verringern, was die neuere Forschung mit dem Begriff Akkomodation zu fassen versuchte. Nie zuvor hatten sich Europäer derart intensiv auf fremde Kulturen eingelassen. Zusätzlich leiteten sie einen indirekten, aber überaus intensiven Kulturkontakt der Eliten Europas mit China ein, weil sie zur Rechtfertigung ihres kulturellen Entgegenkommens, das in China besonders weit ging, Europa mit mehr oder weniger geschöner Information zu diesem Land überschwemmten.⁷⁰

Was hier sorgfältig geplant und begrenzt stattfand, ereignete sich immer wieder, sei es organisiert oder individuell, sei es spontan oder nach Opportunität kalkuliert: der Übergang von einer Kultur und Religion zu einer anderen. Die Sklaventruppen der Osmanen und der Safawiden wurden bei Christen rekrutiert und viele Großwürdenträger des Osmanischen Reiches waren sogenannte Renegaten, wie die abfällige Bezeichnung von christlicher Seite lautete. Je nach Entwicklung der eigenen Biographie war auch eine Rückkehr zu früheren Religionen nicht ausgeschlossen, ein Hin und Her, wie es auch zwischen Katholizismus und Protestantismus im nachreformatorischen Abendland vorkam.

Wir wissen freilich heute, dass ein solcher Wechsel von Kultur und Religion selten total ausfiel, weil die frühere andersartige Prägung der Person nicht völlig auszulöschen ist. Der Austausch der Identität kann daher nicht nur einmal und diachron, sondern auch wiederholt und synchron erfolgen. Mehrfache Identitäten, zwischen denen – wenn auch nicht ohne Konflikte – gewechselt werden kann, waren und sind ja viel selbstverständlicher, als man früher angenommen hat. Sogar die gleichzeitige Zugehörigkeit zu verschiedenen Religionen kommt vor, etwa zum Katholizismus einerseits, zu indianischen oder afroamerikanischen Kulturen andererseits. Auf einem *middle ground* zwischen Reichen und Kulturen mit weniger rigiden Zugehörigkeitsansprüchen findet man außerdem immer wieder die Figur des kulturellen Vermittlers (*cultural broker*), der freiwillig oder unfreiwillig in beiden Kulturen zuhause ist oder sich wenigstens in beiden auskennt. Die einschlägigen Biographien sind höchst unterschiedlich, aber Mischlinge können für diese Rolle geradezu prädestiniert sein.⁷¹ Die China-Jesuiten versuchten sie bis zu einem gewissen Grad selbst zu überneh-

men, bedienten sich aber auch mehr oder weniger prominenter Konvertiten aus der Gelehrten­schicht für solche Aufgaben.⁷²

Der Islam wurde in Afrika und Südostasien sogar weniger durch gezielte Mission und vor dem 18. Jahrhundert auch nicht durch *jihad* verbreitet als durch derartige kulturelle Vermittler, vor allem durch reisende Kaufleute, das heißt aber durch eine Diaspora im doppelten Sinn. Denn damit wird einerseits immer noch eine religiöse Minderheit in andersgläubiger Umgebung bezeichnet, andererseits aber auch jede andere Gruppe, die ihre ursprüngliche Heimat verlassen hat oder aufgeben musste und in fremder kultureller Umgebung lebt. Kennzeichnend und Erfolgsbedingung sind gute Kontakte an dem Ort, wo ihre Mitglieder gerade leben, aber verbunden mit einem weltweiten Netzwerk der Solidarität der eigenen Gruppe. Die bekannteste derartige Diaspora sind die Juden, die in unserem Zeitraum aus vielen europäischen Ländern verbannt waren, aber nichtsdestoweniger von den Niederlanden aus eine große Rolle im Handel mit der ›Neuen Welt‹ spielen konnten. Griechische und armenische Kaufleute im europäischen Vorfeld des Osmanischen Reiches sind vergleichbar, vor allem aber die chinesischen Kaufleute in Südostasien.

Kommunikation

Erste Kontaktaufnahme durch ›Entdecker‹ pflegte mit symbolischen Gesten und Handlungen zu erfolgen. Auf die

Dauer führte aber kein Weg an der sprachlichen Kommunikation vorbei. Reichsvölker setzten ihre Sprache durch, zumindest als Zweitsprache der unterworfenen Eliten: das Han-Chinesische und das Russische in Asien, das Kastilische und das Portugiesische in Amerika, das Arabische und das osmanische Türkisch im Nahen Osten und in Nordafrika. Das Arabische hatte als unantastbare Sprache des Koran einen zusätzlichen Wettbewerbsvorteil. Die Moguln hatten kein Reichsvolk und daher auch keine Reichssprache. Als Hof- und Kultursprache diente das Persische, das dann mit der nordindischen Mundart zum Urdu, der Sprache der indischen Muslime verschmolz. Die Sprache der Macht ist immer attraktiv, selbst in Kontexten, in denen nicht – wie bei den Chinesen und den alten Griechen – behauptet wird, die «Barbaren» könnten nicht einmal richtig reden.

Sprache als Herrschaftsinstrument wurde freilich oft genug durch selbstverständliche Abweichung bei der Alltagskommunikation oder sogar durch gezielte Gegen-Sprachpolitik unterlaufen. In Amerika bestanden die Missionare darauf, das Evangelium in der Sprache der Eingeborenen zu verkünden, auch wenn sie dabei – wie übrigens auch im Chinesischen, Japanischen und in anderen asiatischen Sprachen – auf enorme Schwierigkeiten bei der Übersetzung von Schlüsselbegriffen des christlichen Glaubens stießen; Missverständnisse waren so gut wie vor-

programmiert. Die spanische Krone duldete schließlich Indianersprachen neben der ursprünglich forcierten Reichssprache Kastilisch, während die Missionare im 16./17. Jahrhundert fast 500 Wörterbücher und Grammatiken von Indianersprachen erarbeiteten und manchen dieser Sprachen so das Überleben sicherten, nicht zuletzt dadurch, dass sie Schriftsprachen daraus machten. Gleichzeitig wurden die Missionare auf diese Weise in Asien zu Pionieren der Japanologie, der Sino- und Indologie. Vor allem die hervorragend ausgebildeten Jesuiten brachten dafür ausgezeichnete Voraussetzungen mit. Schließlich waren die ›Abendländer‹ seit mehr als tausend Jahren darauf angewiesen gewesen, die Grundlagen nicht nur ihrer Religion, sondern auch ihrer literarischen Kultur aus fremden Sprachen, dem Griechischen und Lateinischen, zu übersetzen. Sie waren auf diese Weise zu erstklassigen Philologen geworden und für das ›Verstehen‹ fremder Sprachen und Kulturen bestens ausgerüstet. Eine vergleichbare ideengeschichtliche Konstellation lässt sich nur in Japan ausmachen.⁷³

Angehörige einer Diaspora wie die Europäer in Asien und Afrika blieben darauf angewiesen, die einheimischen Sprachen zu lernen, während die Asiaten und Afrikaner wenig Grund hatten, Kenntnisse fremder Sprachen zu erwerben. Allerdings waren Kaufleute kaum bereit und in der Lage, soviel Mühe auf das Sprachenlernen zu verwenden wie die Missionare, so dass Einheimische, die mit ihnen Geschäfte machen wollten, ihnen sprachlich irgendwie entgegenkommen mussten. Außerdem wäre die Sprachenvielfalt vor allem Südostasiens, aber auch der Karibik mit Erlernen *einer* Sprache gar nicht zu bewältigen gewesen. So spielten sich für Alltag und vor allem Handel vereinfachte Lösungen ein, nämlich die Benutzung einer *Lingua franca* oder von Reduktionssprachen wie Kreolsprachen oder Pidgins.

Eine *Lingua franca* ist eine unverändert weit verbreitet als Zweitsprache benutzte Sprache wie heute das Englische, während Kreolsprachen und Pidgins durch Sprachmischung und starke Vereinfachung zustande gekommen sind. Sie unterscheiden sich vor allem dadurch, dass Kreolsprachen Muttersprachen geworden sind, während Pidgins nur als Zweitsprachen vorkommen. Allerdings sind die Grenzen unscharf und Veränderungen jederzeit möglich.

Die früher übliche Geringschätzung von Kreolsprachen und Pidgins wurde längst aufgegeben. Denn das Englische ist auch durch Kreolisierung entstanden und die Namen gebende *Lingua franca* des mittelalterlich-frühneuzeitlichen Mittelmeeres war eigentlich ein Pidgin auf romanischer Grundlage mit arabisch angereichertem Wortschatz.

Selbstverständlich gibt es Kreolsprachen und Pidgins auch auf der Grundlage afrikanischer und asiatischer Sprachen. Aber die Rolle der Europäer als Urheber weltweiter Handelskontakte hat zu besonderer Kreativität auf der Basis ihrer Sprachen geführt. So haben sich in Süd- und Südostasien Kreolsprachen und Pidgins des Portugiesischen entwickelt, die auch von späteren Europäern verwendet wurden und in Restbeständen noch heute lebendig sind. In Amerika hingegen

haben die Sklaven aus den Sprachen ihrer Herren und verschiedenen afrikanischen Sprachen eigene Kreolsprachen entwickelt.⁷⁴

Freilich, bevor sie auch nur den Versuch machten, mit den Einheimischen zu reden, hatten fremde Männer oft genug bereits Sex mit einheimischen Frauen. Die umgekehrte Beziehung war schon deswegen selten, weil die ersten Kontaktgruppen fast immer nur aus Männern bestanden. Sexualität ist aber Kommunikation mit kulturellen Folgen, nämlich der stillschweigenden Übernahme von Alltagspraktiken einer anderen Kultur und der Produktion von Nachwuchs, der bereits durch seine Herkunft interkulturell geprägt ist.

Interaktion

Natürlich ist nicht nur Sexualität, sondern auch jede andere Art von Kommunikation Interaktion. Interaktion besteht aber vor allem aus massiveren Formen menschlichen Handelns, nämlich einerseits dem Gebrauch von Gewalt, vor allem im Krieg, andererseits dem Transfer von Kulturgütern aller Art, vor allem von materiellen, besonders durch Handel. Kriegerische Reichsbildung, von der schon hinreichend die Rede war, und weltweite, vor allem kommerzielle maritime Interaktion der Westeuropäer waren ja die Leitmotive des von uns hier betrachteten Zeitalters.

Was die gehandelten Güter anging, so war die europäische Nachfrage in Amerika innovativ, in Asien hingegen folgte sie zunächst dem Angebot. Aus Lateinamerika wurden Silber, Gold und Diamanten bezogen, aus Nordamerika vorübergehend, aber mit weitreichenden Folgen vor Ort Biberpelze, aus dem um die Karibik zentrierten Plantagenamerika hochwertige Agrarprodukte wie Zucker und Tabak. Auch Afrika lieferte zunächst Gold, bis um 1700 die Nachfrage nach Sklaven für Amerika überhandnahm. In Asien hingegen ging es zunächst um einen möglichst großen Anteil am hergebrachten Gewürzangebot (Pfeffer, Zimt, Muskat, Nelken), dann an der Seide vor allem Ostasiens und an den Baumwollwaren Indiens. Daneben spielten Luxusartikel wie indische Edelsteine, chinesisches Porzellan und japanische Lackarbeiten eine gewisse Rolle, bis Kaffee und Tee auch in Europa Mode und demgemäß massenhaft nachgefragt wurden. Europa seinerseits lieferte Metallwaren, Textilien und andere Fertigwaren sowie Wein und Schnaps nach Amerika und Afrika, unter anderem Musketen nach Afrika und indische Textilien für Plantagenamerika. Hingegen ließ der Absatz europäischer Waren in Asien zu wünschen übrig, so dass amerikanisches Silber auf verschiedenen Wegen dorthin strömte. Die Europäer beteiligten sich aber zusätzlich in beträchtlichem Umfang am innerasiatischen Handel mit den verschiedensten Gütern (*country trade*) und verdienten so einen Teil des Geldes, das zur Bezahlung der Importe nach Europa benötigt wurde.

Unter der Oberfläche dieses ›Welthandelssystems‹ fand aber schon früh ein massiver biologischer Transfer in verschiedene Richtungen statt, wobei Nutzpflanzen und Haustiere zugleich auch Produkte bestimmter Kulturen waren. Der biologische Austausch zwischen Asien, Afrika und Europa scheint allerdings im 13. Jahrhundert mehr oder weniger abgeschlossen gewesen zu sein.⁷⁵ Amerika hingegen erhielt zunächst einmal dort unbekannte Mikroben, darunter die Krankheitskeime von Pocken, Grippe, Masern, Keuchhusten und anderen aus Europa, von Malaria und Gelbfieber aus Afrika, mit mörderischen Folgen. Dazu kamen neben allerhand ›Unkräutern‹ aus oder über Europa Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Zitrusfrüchte, Bananen, Zuckerrohr in die ›Neue Welt‹, aus Afrika Hirse, Yams, Okra, Wassermelonen. Amerika hatte mit seinen rund hundert einheimischen Kulturpflanzen aber seinerseits weit mehr zu bieten, darunter solche, die bald weltgeschichtliche Bedeutung bekommen sollten: Kartoffel, Mais, Maniok, Süßkartoffel, Tomate, Bohnen- und Kürbisarten, Ananas, Erdnuss, Kakao, Tabak. Mais und Maniok wurden für die Ernährung Afrikas ausschlaggebend, die Kartoffel für Europa und Russland. Haustiere hingegen waren in Amerika kaum bekannt; es erhielt daher neben allerhand Wildtieren rasch die ganze europäische Palette.⁷⁶

Während die zunehmenden weltweiten Kulturkontakte anderswo eher begrenzte und subtile Ergebnisse hervorbrachten wie etwa die von den Jesuiten induzierte europäische Chinamode, wurde der ›Neuen Welt‹ die gesamte europäische Kultur aufgeprägt. Ungeachtet der seitherigen Entwicklung verweisen nicht nur die jeweiligen Sprachen und älteren Bauten auf den englischen, französischen, portugiesischen und spanischen Ursprung des heutigen Amerika. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass erstens unter dieser Oberfläche indigene Kulturen immer noch lebendig sind und dass zweitens die Afroamerikaner eigene Kulturen entwickelt haben, allerdings beides mit ungleichmäßiger regionaler Verteilung.

5. UNTERWELTEN UND ÜBERWELTEN

Unterwelten

Zu den in diesem Band geschilderten ›Welten‹ gehören ›Unterwelten‹, von denen selten die Rede ist. Denn Reichsbildung und maritime Interaktion beruhen auf dem Elend unzähliger einfacher Menschen. Doch wie häufig in der Geschichte konnten Opfer im Handumdrehen auch zu Tätern werden, individuellen oder kollektiven Widerstand leisten oder sich zu Kriminellen mausern, wenn sie nicht ohnehin aus einem derartigen Milieu stammten. Unser Informationsstand ist allerdings ungleichmäßig. Über die europäischen Judenverfolgungen und auch über die sogenannten ›Unehrlichen‹ des vormodernen Europa wissen wir gut Bescheid, vielleicht auch über die indischen Kastenlosen, nicht aber über die japanischen *burakumin* und die chinesischen *jianmin*. Der atlantische Sklavenhandel und die Afrikanersklaverei in Plantagenamerika sind hervorragend erforscht, viel weniger aber die Sklaverei innerhalb Afrikas und Asiens und der europäische Anteil daran oder die Sklaverei in der islamischen Welt. Außerdem erfahren wir leichter etwas über männliche Opfer als über weibliche.

Zu den Reichsbildungskriegen gehörten nicht bloß massenweise Vergewaltigungen, Folterungen und Plünderungen, sondern auch Schlächtereien im großen Maßstab. Timur war bekannt für den Terror der Blutbäder in mongolischer Tradition, die seine Eroberungen begleiteten, und die Pyramiden aus den Schädeln der Getöteten, die er errichten ließ; 70 000 waren es allein im aufständischen Isfahan.⁷⁷ Aber auch der von der Geschichtsschreibung mehr geschätzte Großmogul Akbar ließ nach der Eroberung von Chitor 30 000 Menschen niedermetzeln.⁷⁸ Unter dem niederländischen *empire builder* Jan Pieterszoon Coen wurden 15 000 rebellische Banda-Insulaner abgeschlachtet; Oliver Cromwell brachte es im irischen Drogheda «nur» auf 2000 bis 3000⁷⁹ – irische Städte waren einfach kleiner als asiatische.

Aristokratische Reiteraufgebote und fürstliche Haustruppen Asiens und Afrikas hatten vielleicht keinen Grund zur Klage, umso mehr aber die Söldner und Matrosen der europäischen Mächte. Zwangsweise oder mit betrügerischer List aus den

Unterschichten rekrutiert, waren sie zur Desertion und zu Ausschreitungen jeder Art bereit. Daher wurden sie einer gnadenlosen Disziplin unterworfen. Die Niederländische Ostindien-Kompanie rekrutierte sie teilweise aus den Waisenhäusern der Heimat. Soweit die Kinder, die diese Soldaten in Asien nicht selten mit Sklavinnen und anderen Frauen zeugten, nicht abgetrieben wurden und ihre Kindheit in den Armen- und Waisenhäusern der Kompanie überlebten, konnten die Jungen abermals fürs Militär rekrutiert werden, während die Mädchen wegen des notorischen Frauenmangels als Bräute dienen mussten.⁸⁰ Neben meist informellen Verbindungen mit einheimischen Frauen wurde diesem Mangel von verschiedenen europäischen Mächten gern mit Transporten von Waisenmädchen aus dem Mutterland abgeholfen – ob die immer freiwillig kamen, um ihr Glück zu machen?

Die beengten Verhältnisse an Bord machten das Matrosendasein noch unattraktiver als dasjenige des Soldaten. Von Sklavenschiffen hieß es sogar: «In Gegenwart des Seemanns fühlt sich [sogar] der Neger als Mensch.»⁸¹ Bereits die Galeerenruderer des Mittelmeers, gleichgültig ob Sklaven, Sträflinge, Ausgehobene oder Freiwillige, unterlagen nicht nur strenger Disziplin, sondern hatten kaum Bewegungsfreiheit. Unter anderem mussten sie sich an ihrem Ruderplatz erleichtern, wobei Kot und Urin nur gelegentlich entfernt wurden.⁸² Auf den monatelangen Asienreisen waren Krankheiten eine Plage. Im Jahr 1640 starben von 300 Matrosen und Soldaten eines niederländischen Schiffs achtzig unterwegs, Skorbut ließ ihnen die Zähne ausfallen und das Zahnfleisch verfaulen; andere litten so sehr, dass sie an ihre Betten gefesselt werden mussten. Zwar bemühte sich zumindest die niederländische Kompanie um gute Verpflegung und korrekte Behandlung an Bord, korrupte Schiffer und ungünstige Umstände machten das aber oft genug zunichte. Schließlich mussten die Mannschaften mangels europäischer Matrosen mit Sklaven aufgefüllt und Inder, Chinesen, Balinesen und Javaner angeheuert werden. Damit stieg aber die Meutereigefahr. 1783 wurden 20 indonesische Sklaven von einem niederländischen Schiff zwischen Batavia und dem Kapland wegen Meutereiverdacht über Bord geworfen. Auf einem anderen Schiff wurden bei einer Meuterei fünf Europäer getötet. Daraufhin wurden die fünfzehn Chinesen einer Mannschaft von 143 für schuldig befunden und ebenfalls über Bord geworfen.⁸³ Für europäische Matrosen war eine Meuterei in asiatischen Gewässern zu riskant; sie waren eher dazu bereit, wenn sie sich der Heimat näherten. 1701 wurde bezeichnenderweise zunächst der Koch eines niederländischen Schiffes von der unzufriedenen Mannschaft noch an Bord schwer verprügelt, der Schiffer anschließend, nachdem man gelandet war.⁸⁴

Bisweilen übernahm eine meuternde Mannschaft sogar ihr Schiff. Der nächste Schritt konnte der Übergang zu den Piraten sein, die vor allem im 17. Jahrhundert die Karibik und den Indischen Ozean unsicher machten. Abermals wurden Opfer zu Tätern, denn den demokratischen Zügen dieser maritimen Unterwelt standen im Gegensatz zur Romantik vieler Piratenfilme zahllose brutale Verbrechen der Seeräuber gegenüber.⁸⁵

Zu Land entsprach dem der Übergang entlassener oder desertierter Soldaten zum Banditentum, dessen Darstellung ebenfalls zwischen der Charakterisierung als Sozialrebell und derjenigen als üble Kriminelle schwankt. Es war keineswegs auf Grenzzonen beschränkt, auch wenn es dort besonders günstige Bedingungen antraf. Immerhin konnte es bis zur Herrschaftsbildung durch Bandenführer kommen, wobei der Unterschied zum Aufstieg Timurs und des Timuriden Babur allenfalls im Ausmaß zu liegen scheint.

Selbst die afrikanischen Sklaven Amerikas haben nicht nur mit unzähligen Aufständen auf ihr Schicksal reagiert, sondern, wenn sie fliehen konnten, als sogenannte *cimarrones* oder *maroons* immer wieder in der Wildnis regelrechte mehr oder weniger geordnete Gemeinwesen (*quilombos*) gegründet. Teilweise verbanden sie sich dabei mit den Indianern. Palmares in Nordostbrasilien bestand von 1600 bis 1695 und hatte bis zu 30 000 Einwohner.⁸⁶ Neben Kämpfen mit den Kolonialherren kam es auch zu vertraglichen Vereinbarungen, allerdings bisweilen um den Preis der Auslieferung frisch entlaufener Sklaven und sogar paramilitärischer Hilfe gegen deren Aufstände.

Auch die Bauern zwischen China und Frankreich reagierten weltweit immer wieder mit Aufständen auf mancherlei Bedrängnis. Sie bildeten als ausgebeutete Quelle der wichtigsten ökonomischen Ressourcen die wichtigste ‹Unterwelt› aller Reiche und verhielten sich keineswegs immer als folgsame schweigende Mehrheit. Dann schon eher die Frauen, weil sie sozusagen die gemeinsame Unterwelt der meisten Unterwelten bildeten.

Überwelten

Moderne säkulare Historiographie übersieht gerne, dass Geschichten vormoder-
ner Menschen wie in diesem Band immer Geschichten «von Göttern und Menschen» sind. Zu jeder unserer Welten gehören ‹Überwelten› – eine oder mehrere, denn im Abendland konkurrierten Katholiken und verschiedene Sorten Protestanten, in der islamischen Welt verschiedene Arten von Sunniten und Schiiten, in Indien mindestens Shiva- und Vishnuverehrer, in China Konfuzianer, Buddhisten, Daoisten mit Anhängern der Volksreligion und so fort.

Vor allem muss unsere Geschichte auch als doppelte Geschichte vom ‹erobernden Gott› erzählt werden.⁸⁷ Denn *Allah* und *Deus* haben in den vierhundert Jahren zwischen 1350 und 1750 beträchtliche Zugewinne an Anhängern erzielt und sind ihrem Ziel geistlicher Weltherrschaft beträchtlich nähergekommen. Das Christentum hat die gesamte ‹Neue Welt› gewonnen, dazu einzelne Gebiete Afrikas und Asiens wie Sibirien, die Philippinen und das Kongoreich sowie verstreute Minderheiten von Bekennern in andern Teilen dieser Kontinente. Der Islam hat sich Süd-

osteuropan und den Sudan untertan gemacht, in Indien die Oberhand gewonnen und allmählich den größten Teil Indonesiens bekehrt. Von den Bekennern beider Erobererreligionen wurde dabei Gewalt angewendet, von Christen vermutlich noch mehr als von Moslems. Vor allem aber wurde im Zeichen der osmanischen Expansion Gewalt in einem seit den Kreuzzügen unerhörten Maß zum Kommunikationsmedium *zwischen* Christentum und Islam, mit Folgen bis zum heutigen Tag.

Selbstverständlich waren die Verehrer anderer Götter politisch nicht unbedingt friedlicher. Immerhin kam es in Ostasien zu massiven Christenverfolgungen und zur gewaltsamen Unterdrückung bestimmter buddhistischer Sekten in Japan. Dennoch gab es dort wie im nichtislamischen Indien und Afrika keinen «eroberten Gott», sondern religiöse Vorstellungen ganz anderer Art, die dank der China- und Indienbegeisterung Europas im 18. Jahrhundert dorthin vordrangen und nicht ohne Wirkung blieben.

Erstens ist die «atheistische Religion» Asiens zu nennen – nur für westliche Religionsbegriffe ein Widerspruch in sich –, die vor allem von bestimmten Formen des Buddhismus ausdrücklich formuliert wurde. Danach folgt die Welt ihren eigenen unpersönlichen Kräften und Gesetzen, in deren Wirken sich der «erleuchtete» Mensch bewusst einfügt, denn er kann anders als im Christentum keine privilegierte Stellung im Universum beanspruchen.

Mit diesem Phänomen in gedanklichem Zusammenhang steht zweitens der vor allem in Indien ausgeprägte Inklusivismus, der auch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, das Zentraldogma des Christentums, einfach als eine weitere Inkarnation der eigenen großen Götter deutet und damit die Christen problemlos für die eigene Religion vereinnahmt. Christentum und Islam hatten sich demgegenüber immer als exklusive Bekenntnisse verstanden, die ursprünglich alle Andersgläubigen zur Hölle verdammt.

Das Abendland hat aber zusätzlich und anscheinend aus eigener Kraft dank der Verbindung antiker und christlicher Impulse zu den aufgeklärten Ideen von Religionsfreiheit und Toleranz gefunden, die sich in vierfacher Weise begründen lässt. Entweder sind im Sinne des Atheismus alle Religionen gleich unwahr, oder sie sind alle gleich wahr im Sinne des indischen Inklusivismus, oder die Menschen können die Wahrheitsfrage nicht entscheiden, oder das Gebot der Nächstenliebe hat den Vorrang vor dem Zwang der Wahrheit.

Dazu kommt eine empirische Erfahrung, die viele Missionare jener Zeit mit Entsetzen erfüllte, die inzwischen aber erklärt und als «normal» legitimiert ist, nämlich das Weiterleben alter Religionen in neuen, wie es besonders, aber keineswegs ausschließlich im Christentum Lateinamerikas und im Islam des Sudan beobachtet wurde, bis hin zum abwechselnden Praktizieren verschiedener Religionen und zu mehrfachen religiösen Identitäten. Aus diesen zwischen 1350 und 1750 allmählich auftauchenden Phänomenen ist schließlich die pluralistische «Überwelt» des heutigen globalen Zeitalters erwachsen.